

ALLERART –
INKLUSION UND KULTURELLE BILDUNG >>

Erfahrungen, Methoden und Anregungen

Bundesvereinigung
Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V.

ARBEITSHILFEN



REDAKTIONELLE ANMERKUNGEN:

Sprache konstruiert Wirklichkeit und kann daher Ungerechtigkeiten hervorbringen oder zu ihrer Verringerung beitragen. Durch einen sensiblen Sprachgebrauch tragen wir aktiv zur Gleichberechtigung der Geschlechter und zu einer wertschätzenden Ansprache aller bei. In der vorliegenden Arbeitshilfe benutzen wir daher die Asteriskus-Variante (Verwendung des *-Zeichens), eine Variation des Gender-Gap, als einheitliche Schreibweise, um alle Personen sprachlich darzustellen – auch die, die nicht den vorherrschenden Geschlechterrollen (männlich, weiblich) entsprechen (wollen).

ZUM BEGRIFF: GENDER-GAP

Der Gender-Gap lässt sich auf Steffen Hermann zurückführen, der durch die Verwendung eines Unterstriches (z. B. Freund_innen) eine sprachliche Darstellungsform für alle Geschlechter schaffen wollte. Die Lücke soll einen Freiraum für die Entfaltung neuer Identitäten symbolisieren. Kritiker*innen dieser Schreibweise finden jedoch, dass er die Identitäten jenseits der binären Matrix als „Leerstelle“ darstelle und damit ihre Existenz verneine.

Die Asteriskus- oder Sternchen-Variante ist eine Variation des Gender-Gaps. Als Zeichen ist der Asteriskus (Stern) auf der Computertastatur ein Platzhalter, der anstelle eines beliebigen Buchstabens in eine Zeichenfolge eingesetzt werden kann. Er repräsentiert eine Vielfalt an Möglichkeiten.

Quellen:

- Herrmann, Steffen (2003): „Performing the Gap – Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung“ In: Arranca!, Ausgabe 28, Nov. 2003: S. 22-26: www.arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
- Die Gleichstellungsbeauftragte der Universität zu Köln (Hrsg.) (2017): ÜberzeuGENDERe Sprache. Leitfaden für eine geschlechtersensible und inklusive Sprache. Köln. www.gb.uni-koeln.de/e2106/e2113/e16894/2017_Leitfaden-5.Auflage-Neu-web-final_ger.pdf (letzter Zugriff am 9. Mai 2017).

VORWORT

Kulturelle Bildung kann junge Menschen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung unterstützen. Gemeinsam mit anderen ein Theaterstück, einen Film oder eine Ausstellung zu realisieren, wirkt als Erlebnis lange nach. Die Beteiligten lernen, dass sie das gemeinsame Ziel nur erreichen können, wenn sie einander zuhören und aufeinander achten. Sie erfahren, dass der Beitrag jedes und jeder Einzelnen wichtig ist für das Gelingen des Ganzen. Kinder und Jugendliche wollen sich mit ihrer Umgebung und mit der Welt auseinandersetzen. Künstlerische Ausdrucksformen können ihnen dafür Gelegenheiten und Plattformen bieten. Sie können ihre Meinung zu alters- und lebensbezogenen Themen, die ihnen am Herzen liegen, artikulieren und zwar in einer Ausdrucksform, die zu ihnen passt.

Viele Kinder und Jugendliche aber können diese Potenziale von Spiel, Kultur und Kunst für ihr Leben und ihr Zusammen-Leben nicht nutzen. Gründe, die die Teilhabe an Angeboten der Kulturellen Bildung erschweren, gibt es viele: den Wohnort, das soziale Umfeld, körperliche oder andere „Behinderungen", familiäre Hintergründe, Armut, Flucht- oder Migrationserfahrung, spezifische Lebenslagen, wie zum Beispiel teilweise wohnungslos zu sein oder auch eine belastende Bildungsbiografie … Viele Einrichtungen und Vereine der Kulturellen Bildung erkennen dies und öffnen sich. Sie versuchen herauszufinden, wen sie unbeabsichtigt ausschließen und sich so zu verändern, dass mehr verschiedene Menschen teilnehmen können.

Zwei Jahre lang begleitete die Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung (BKJ) neun sehr verschiedene Projekte, die sich, gefördert durch den bundesweiten „Innovationsfonds Kulturelle Bildung (2014–2016)" des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), auf den Weg gemacht hatten, in ihrer Praxis oder ihrer Einrichtung den Begriff „Inklusion" mit Leben zu füllen und Wirklichkeit werden zu lassen. Durch gemeinsame Treffen wurde den Partner*innen im Rahmen der Begleitung die Möglichkeit gegeben, sich über Herausforderungen, Rückschläge, aber auch über Lösungen und Erfolge auszutauschen und gemeinsam die Potenziale unterschiedlicher Formate Kultureller Bildung für eine inklusive Arbeit zu reflektieren.

Diese Arbeitshilfe gibt nun einen Einblick in die Konzepte und die Ergebnisse dieser Projekte. In Berichten, Artikeln und Interviews berichten die Akteur*innen von ihren Erfahrungen: Wie geht inklusive Praxis? Wie gelingt es, die Idee inklusiver Kulturarbeit in der ganzen Kommune zu verbreiten? Wie qualifiziert man für inklusive Praxis? Wie öffnet man Kommunikationswege und wie muss sich eine Einrichtung strukturell verändern, um inklusiv zu arbeiten? – Zu diesen und weiteren Fragen haben die Autor*innen und Gesprächspartner*innen versucht, Antworten zu finden – in ihrer Praxis und im Reflektieren darüber. Wir hoffen, dass sie auch für Sie in Ihrem Arbeitsbereich nützlich sind – und Sie auf neue Ideen bringen!



Kirsten Witt

Grundsatzreferentin und stellvertretende Geschäftsführerin der BKJ

DIE PROJEKTE IM ÜBERBLICK

- **Vielfalt? Bläser? Klasse! – Methodenentwicklung für die inklusive musikalische Arbeit mit Bläserklassen an Schulen** Deutsche Bläserjugend
- **MUT+ – Ein Projekt inklusiver und stadtteilorientierter theaterpädagogischer Jugendarbeit in Oldenburg** Jugendkulturarbeit e. V.
- **DialogTheArt – Erprobung innovativer Peer-to-Peer Ansätze im Jugendtheater** Kreisdiakonisches Werk Greifswald-Ostvorpommern e. V.
- **Inklusiver Tandem-Freiwilligendienst** Kreisjugendring Esslingen
- **Kombi-Schulung E-Partizipation in der Jugend(kultur)arbeit/ Kulturellen Bildung** LKJ Berlin e. V.
- **Orte der Vielfalt – Orte der Inklusion** Stiftung SPI – GB Stadtentwicklung Drehscheibe Kinder- und Jugendpolitik
- **All Incl. Straßen Theater: inklusives Theaterprojekt im öffentlichen Raum** Treberhilfe Dresden e. V.
- **EinzigARTig** Villa Jühling e. V. Evangelisches Bildungs- und Projektzentrum
- **Weiterbildung inklusive Zirkuspädagogik** Zentrum für bewegte Kunst e. V. / Circus Sonnenstich



GRUSSWORT



Sehr geehrte Damen und Herren,

einfach nur „dabei sein“ ist nicht alles. Erst wenn alle Menschen selbstverständlich und aktiv am sozialen und kulturellen Leben teilnehmen, können alle mitgestalten, ihre Rechte in Anspruch nehmen, sich einbringen und verwirklichen. Das ist die Idee der Inklusion: In einer inklusiven Gesellschaft wird jeder Mensch in seiner Einmaligkeit und mit allen Facetten seiner Persönlichkeit anerkannt. Sie oder er wird nicht auf ein Merkmal reduziert. Es gibt nicht die „Normalen“ und die „Anderen“, die ein vermeintliches Defizit haben. Inklusion schaut auf individuelle Bedürfnisse, Fähigkeiten und Potenziale und steht damit Ausgrenzung aufgrund welcher Merkmale auch immer entgegen.

Was kann kulturelle Bildung zu einer inklusiven Gesellschaft beitragen? Kultur, Kunst und Spiel sind kein Luxus, sondern ein Lebensmittel. Sie sind Teil des Mensch-Seins. Von klein auf erschließen wir uns die Welt über Musik, Bewegung, Tanz, Spiel, Malen und Geschichten. Kulturelle und künstlerische Ausdrucksformen ermöglichen es auch den nicht so Starken, Lauten und Selbstbewussten, Visionen zu entwickeln, kritische Fragen zu stellen, einen Standpunkt zu formulieren und öffentlich zu vertreten. Das Praxisfeld der kulturellen Bildung ist deshalb ein wichtiger Partner in der Jugendpolitik. Gemeinsam wollen wir die Voraussetzungen dafür schaffen, dass junge Menschen ihr Leben selbstbestimmt gestalten und mit Zuversicht in die Zukunft blicken können – und zwar unabhängig von Geschlecht, Herkunft, Religionszugehörigkeit, Bildung, körperlichen Fähigkeiten oder anderen individuellen Merkmalen.

Unsere Gesellschaft ist leider noch lange nicht in allen Bereichen so weit, Vielfalt als Normalität zu begreifen und die gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen zu ermöglichen. Aber viele arbeiten daran, auch in der kulturellen Bildung. Mit dem Innovationsfonds Kulturelle Bildung haben wir Konzepte und Modelle für Veränderungsprozesse erprobt. Diese gebündelten Erfahrungen und Methoden liegen nun in dieser Arbeitshilfe vor. Ich danke den vielen – oft ehrenamtlich – Aktiven, die die Projekte umgesetzt und dabei manche Schwierigkeiten überwunden haben. Die Projekte öffnen Fenster in die Wirklichkeit vor Ort und zeigen beispielhaft, wie sich ein Perspektivwechsel hin zu einer inklusiven Orientierung der kulturellen Kinder- und Jugendbildung vollziehen kann: vom Aufbau eines selbstverwalteten mobilen Theaterprojekts in einer ländlichen Region in Mecklenburg-Vorpommern über die Entwicklung digitaler Beteiligungsformate und den Ausbau eines umfassenden inklusiven Profils einer Jugendkultureinrichtung bis hin zu einer Weiterbildung der Zirkuspädagogik, in der Artistinnen und Artisten mit Downsyndrom die Anleitenden sind. Diese Ansätze aus der Praxis zeigen, wie kulturelle Bildung unserer Gesellschaft helfen kann, Vielfalt leben zu lernen, Veränderungsprozesse als etwas Bereicherndes zu begreifen und Inklusion so umfassend umzusetzen, dass sie zur Selbstverständlichkeit wird.

Inklusion braucht Inspiration. Ich wünsche Ihnen viel Inspiration beim Lesen!



Manuela Schwesig

Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

INHALT >>

VORWORT 3

GRUSSWORT 5

INHALT 6

HINEIN_DENKEN 9

Wir bleiben dabei: Inklusion! 9
Inklusion als Vision und Verantwortung für die Kulturelle Bildung 10
Unterbrechung der Routinen – Vielfaltssensible Öffnung als Organisationsentwicklung 14
Weg von vorgefertigten Schablonen – Vielfalt als künstlerisches Potenzial und Herausforderung 16
Miteinander inklusive! – Wie verändert inklusive Arbeit Beteiligungsprozesse? 18

AN_PACKEN – Praxis und Methoden 21

Oldenburg spielt Theater – Auf dem Weg zu einer stadtteilorientierten und diversitätsbewussten Praxis 21
Partizipation 2.0 – Inklusion und Jugend-Barcamps? 23
Live-Action-Games – Theaterspielen im öffentlichen Raum 27
Vielfalt? Bläser? Klasse! – Methodenentwicklung für die inklusive Arbeit mit Bläserklassen 29
Den Kiez verändern! – Partizipationsmöglichkeiten On- und Offline 31
Mobiles Theater als Diskursort im öffentlichen Raum? 34

HALTUNG_FINDEN – Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit 37

Sprachbarrieren abbauen – Leichte und einfache Sprache 37
Unterschiedliche Sinnesebenen ansprechen – Barrierearme Öffentlichkeitsarbeit 40

TIEFER_BLICKEN – Institutionen und Strukturen 45

Nicht ich allein muss alles können! – Inklusive Angebote durch Kooperationen und Bündnispartner*innen 45
Strukturen verändern durch Kooperationen – Die Vision einer inklusiven kulturellen Bildungslandschaft 47
Inklusion mit Dominoeffekt – Organisationsentwicklung am Beispiel des FSJ Kultur 50
Inklusion institutionell verankern 54
Sensibilisieren und motivieren – Inklusion als Querschnittsthema im Verband 55
Sich gemeinsam engagieren – Inklusive Freiwilligen Tandems 58

WEITER_LERNEN – Weiterbildung und Qualifizierung 61

IN.CIRQUE – Ein didaktisches Konzept für eine inklusions-orientierte Zirkuskunst 61
Einfach mal über den Tellerrand schauen – Gedanken zum Begriff und zur Umsetzung von Inklusion 63

WEITER_DENKEN – Literatur und Praxishilfen 67

Vertiefende Literatur 67
Arbeitshilfen und Methoden-Tipps 68

ANHANG IN EINFACHER SPRACHE 1
Was ist Kulturelle Bildung? 1
Bei Kultureller Bildung erleben Kinder und Jugendliche ganz neue Dinge 3
Kulturelle Bildung macht Kinder und Jugendliche stark 5
Kulturelle Bildung bringt viele Menschen zusammen 6
Zusammenhalt erleben 7
Sprechen ohne Worte 7
Bei Kultureller Bildung mitmachen! 8
Wo gibt es Angebote von Kultureller Bildung? 9
Haben Sie Fragen zu Angeboten von Kultureller Bildung? 10
Film-Tipp „Wie du mich bewegst“ – Ein Film von Jugendlichen über Kulturelle Bildung 11
IMPRESSUM 83



1 HINEIN_DENKEN >>

WIR BLEIBEN DABEI: INKLUSION!

Inklusion ist nicht willkürlich interpretierbar. Auch wenn es notwendig ist, sich immer wieder um ein gemeinsames Verständnis zu bemühen, ist die Bedeutung dieses Wortes nicht beliebig.

In diesem Artikel geht es nicht um sprachwissenschaftliche oder etymologische Herleitungen. Es geht darum, dass der Begriff und seine gesellschaftspolitische Bedeutung nicht verwässert werden: Inklusion bedeutet die unteilbare Anerkennung jeder*s „Anderen" – wobei für jeden Menschen jemand anders „der oder die Andere" sein kann.

Dabei verstehen wir es als Auftrag, dazu beizutragen, die Wertschätzung und Anerkennung aller zu ermöglichen. Unter den „Anderen" gibt es keine wertende Reihenfolge der Anerkennung – die „einen Anderen" sind also nicht wichtiger als die „anderen Anderen".

Klein, sehend, schnell, gehörlos, langsam, mittelschnell, hell, blind, Rolli-abhängig, gesund, sportlich, krank, jung, alt, frech, blond, singend, groß, laut …

Jede*r von uns trägt viele Unterschiedlichkeiten in sich und lässt sich ungern auf nur ein Merkmal reduzieren: „Der Kleine", „die Blonde", „die Muslime" … Verabsolutierungen und Zuschreibungen führen zu Abgrenzungen und können die Angst vor dem Fremden steigern.

Wir brauchen als menschliche Gemeinschaft und Gesellschaft das Verbindende, das Soziale, das gemeinsame Handeln und selbstverständlich die Diskussionen für unsere Weiterentwicklung. Durch ständige Abgrenzungen wird das menschliche Miteinander bedroht und das kann unabsehbare Konsequenzen nach sich ziehen.

Die gemeinsame „Plattform", von der aus gemeinschaftlich Normen und Regeln aktuell definiert werden, ist jeweils veränderbar und von dem kulturellen Umfeld abhängig. Sie wird aber immer auf Grundlage der Orientierung an den allgemein gültigen Menschenrechten ausgehandelt. Inklusion verdeutlicht den Auftrag, dieses Aushandeln zu ermöglichen: es erfordert die aktive Teilhabe und Selbstbestimmung aller Menschen.

„Menschenrechte sind Ausdruck einer vorläufigen, fragilen, oft nicht ehrlichen Verständigung auf die humanistische Weltgesellschaft" sagt Julian Nida-Rümelin anlässlich einer Ansprache zum Thema „Philosophie einer humanen Bildung" bei der Hauptversammlung der deutschen UNESCO-Kommission in Potsdam am 16.11.16[1]. Sie seien deshalb fragil, so Nida-Rümelin, „weil sie immer wieder durch politische Praktiken unterlaufen werden, und zwar in massiver Form. Jeder Krieg ist ein Beispiel dafür, dass man diesen Prinzipien untreu wird."

Inklusives Handeln möchte dazu beitragen, dass Prinzipien und Vereinbarungen der Menschenrechte eingehalten werden und alle Barrieren und Hindernisse abgebaut werden, die Menschen diese aktive Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen und Aushandlungen erschweren. Wenn Menschen Inklusion als Leitidee begreifen, bedeutet es, bestimmte Werte zu achten und als handlungsleitend zu realisieren. Die Menschenrechte implizieren diese Werte.

Sie sind dann auch der Garant für eine überlebensfähige Demokratie, denn sie beinhalten die Achtung der Vielfalt der Menschen, die Solidarität.

Inklusiv zu handeln ist auf allen Ebenen unserer Gesellschaft möglich. Wertschätzung, gegenseitige Achtung und Verantwortungsübernahme können als uns verbindende Haltung überall gelebt werden.

Wenn Inklusion als gesellschaftspolitischer Prozess verstanden wird, zu dem alle Menschen beitragen (sollen), dann ist Bildung ein Herzstück dieses Prozesses und stellt hohe Anforderungen an uns alle.

Bildung im inklusiven Verständnis bedeutet die Entfaltungsmöglichkeit aller Potenziale jedes einzelnen Menschen; sie impliziert Bildungsgerechtigkeit. Dabei geht sie weit über den bisher allgemein verstandenen Rahmen von Schule und Unterricht hinaus. Eine ganztägige inklusive Bildung ist nicht auf formales Lernen oder formale Bildung begrenzt. Sie ist Pflichtaufgabe von Ländern und Kommunen, die sich den Menschenrechten verpflichtet fühlen und dient nicht primär ökonomischer Verwertbarkeit. Inklusive Bildung bedeutet nicht nur Inhalte, also etwa Curricula oder Lehrpläne, die die Vielfalt der Menschen und Lebensweisen berücksichtigen, sondern es geht auch um eine in den Institutionen, in formalen und infor-

1 Siehe www.bne-portal.de/de/infothek/meldungen/philosophie-einer-humanen-bildung (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

mellen Bildungs- und Gesellschaftsbereichen gelebte inklusive Haltung.

Diese spiegelt sich in dem konkreten Umgang miteinander auf allen Ebenen wider. Das betrifft sowohl z. B. Einrichtungsleitungen, Personalentscheidungen, Teamsitzungen als auch Strukturen, Informationspolitik etc.

Eine Kooperation der unterschiedlichen Einrichtungen ist unbedingt Voraussetzung.

In Bildungseinrichtungen, Werkstätten, Ateliers, Jugendheimen oder Kulturzentren können Individualität und Eigenes ebenso wie die Auseinandersetzung mit dem Anderen, der Gruppe, dem eventuell Fremden im Erleben von künstlerischen Zugängen, ästhetischen Prozessen und deren Reflexionen erfahren werden. Hierin liegt eine besondere Qualität und Aufgabe solcher Orte. Gemeinsam mit Spaß und Freude gestalten und künstlerische Ausdrucksformen suchen, üben, lernen, diskutieren und nochmals in Frage stellen; hier liegt viel Potenzial, auch eigenen Vorurteilen zu begegnen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Eine wertschätzende Kommunikation darüber kann die unterschiedlichen Ressourcen und Potenziale sehr deutlich sichtbar machen und ermöglicht einen gleichberechtigten Umgang miteinander.

Demokratisches und verantwortungsvolles Handeln wird so selbstverständlich.

Auf allen gesellschaftlichen Ebenen kann inklusives Handeln wirksam werden. Dabei bleibt das Ziel eine Gesellschaft, in der ausnahmslos alle von einer selbstbewussten, die Vielfalt annehmenden Gemeinschaft profitieren. Ohne Mauern.

Barbara Brokamp leitet den Projektbereich Inklusion in der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft.

Monika Söller ist in der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft für den Bereich ästhetische Bildung zuständig und leitet die Seminarreihe einszueins.

INKLUSION ALS VISION UND VERANTWORTUNG FÜR DIE KULTURELLE BILDUNG

„Ich sehe. Ich sehe! Sehen wir dasselbe?“

„Es ist diese Auseinandersetzung mit mir und der Welt. Es ist ein offener Raum, wo man einfach man selbst sein kann.“

Beide Zitate stammen von jungen Menschen, die in dem Film „Wie du mich bewegst“[2] Antworten auf die Frage suchten, was Kulturelle Bildung für sie bedeutet. Wir fragen in diesem Text: Was bedeutet Kulturelle Bildung für Inklusion – und umgekehrt? Welchen Beitrag können die Akteur*innen der Kulturellen Bildung für eine inklusive Gesellschaft leisten? Welches Potenzial liegt in dieser Praxis, die die Möglichkeiten künstlerischer Prozesse nutzen kann, in der Spiel und Neugier zentrale Momente sind? Was ist das Besondere, das Kunst, Kultur und Spiel „können“? Inwiefern sind wir verantwortlich für eine Praxis Kultureller Bildung, die inklusiv wirkt – und worin begründet sich diese Verantwortung? Darüber hinaus müssen wir uns auch fragen, inwiefern wir auf uns selbst, unsere Haltung, unsere Privilegien sowie unsere Strukturen und Systeme schauen müssen. Worin liegen hier die Herausforderungen?

Kulturelle Bildung in gesellschaftspolitischer Verantwortung

Die Antwort auf die Frage, warum Inklusion konstitutives Ziel und Antriebsmoment in der Kulturellen Bildung ist (bzw. sein sollte), leitet sich aus einem gesellschaftspolitischen Selbstverständnis der Akteur*innen Kultureller Bildung ab. Das gemeinsame Ziel, kulturelle Teilhabe aller Kinder und Jugendlichen zu ermöglichen und das Recht junger Menschen auf Beteiligung und gesellschaftliche Mitwirkung zu verwirklichen, verbindet sie. Gemeinsam, als demokratische und zivilgesellschaftliche Akteur*innen, wollen wir einen Beitrag für die Realisierung gerechter Lebens- und Bildungschancen leisten. Es geht darum, mit Kunst, Kultur und Spiel umfassende Bildungsmöglichkeiten und Gelegenheiten der Mitgestaltung der Gesellschaft zu schaffen.

Daraus leitet sich insbesondere der Auftrag ab, die Teilhabe- und Beteiligungsrechte derjenigen zu stärken, die in benachteiligenden Lebenssituationen aufwachsen.

Grundlegend für die Umsetzung von Inklusion sind neben der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (hier insbes. Artikel 26 – Recht auf Bildung; Artikel 27 – Recht am kulturellen Leben teilzunehmen), das Grundgesetz (Artikel 1) und das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG). Menschen werden in unserer Gesellschaft indirekt oder direkt von den oben genannten Rechten ausgeschlossen und aufgrund zugeschriebener Merkmale diskriminiert. Inklusion bedeutet, diese Menschenrechte einzulösen und dadurch zu einer Transformation der Gesellschaft beizutragen, in der alle in ihrer Verschiedenheit erkannt werden und bestehende Benachteiligungen und Privilegien abgebaut sind, in der ein neues/anderes gesellschaftliches Miteinander entsteht. Um Inklusion zu fördern, müssen daher Mechanismen von Diskriminierung aufgedeckt und sowohl auf politischer und (zivil-)gesellschaftlicher als auch auf struktureller und individueller Ebene abgebaut werden.

2 www.vimeo.com/165139140 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

WER „MACHT“ KULTURELLE BILDUNGSPRAXIS?

„Akteur*innen Kultureller Bildung“ ist ein Hilfskonstrukt, das versucht, die Vielfalt der Professionen und Selbstbezeichnungen im Handlungsfeld Kulturelle Bildung zusammenzufassen. Der Sammelbegriff umfasst Kulturpädagog*innen (dazu gehören z. B. Musik-, Theater-, Museums-, Tanz-, Medien-, Literatur-, Schreib- und Zirkuspädagog*innen) sowie Künstler*innen aller Sparten. Akteur*innen Kultureller Bildung sind ebenso Sozialpädagog*innen, Erzieher*innen, Lehrer*innen und Kulturwissenschaftler*innen, wenn sie Praxis Kultureller Bildung gestalten, ermöglichen oder an ihrer Weiterentwicklung beteiligt sind. Diese Personen können „hauptamtlich“ oder als Honorarkräfte oder aber – und das trifft auf einen erheblichen Teil zu – im Rahmen ehrenamtlichen Engagements tätig sein. Akteur*innen Kultureller Bildung sind ebenso Jugendliche und junge Erwachsene, die Projekte auf die Beine stellen, die Angebote durchführen ohne oder in Zusammenarbeit mit Erwachsenen, auch im Rahmen von Freiwilligendiensten.

Inklusion und Integration

„Inklusion“ hat unterschiedliche begriffliche Dimensionen: Sie kann Konzept, Ziel und Ergebnis/Wirkung sein, sie kann einem weiten oder engen Verständnis folgen. Das Konzept „Inklusion“ greift jedoch zu kurz, wenn es diejenigen Menschen nicht im Blick hat, die jenseits von so genannten „Behinderungen“ nicht die gleichen gesellschaftlichen Teilhabechancen haben wie andere. Gründe für Ausschlüsse und Unsichtbarkeit gibt es viele.

Problematisch erscheint der Begriff „Integration“ – insofern er davon ausgeht, dass bestimmte Menschen oder Gruppen von Menschen sich in eine bestehende „Ordnung“ (die häufig mit Mehrheit gleichgesetzt wird) einfügen sollen. Er wird auch dann problematisch, wenn er aufgrund bestimmter Merkmale und Zuschreibungen wie „Flüchtling“ oder „behindert“ Individuen als Angehörige einer Gruppe definiert und sie damit reduziert. So werden sie als „die Anderen“ gesehen, die nicht zu den „Normalen“ gehören. Menschen haben aber viele Merkmale und Zugehörigkeiten. Integration wird hier zu einer einseitigen Anpassungsleistung. „Integration“ ist in dem Fall nicht gleichbedeutend mit Inklusion, sondern eher ein Konzept, das Ausschlüsse verstärkt[3], weil es verkennt, dass Inklusion ein Prozess für alle Menschen ist, unabhängig davon, wie privilegiert sie jeweils sind.

Was sind systemische Grundlagen?

Das Handlungsfeld der Kulturellen Bildung ist Teil der Kinder- und Jugendarbeit, der Kulturarbeit und gleichzeitig des Bildungssystems. In all diesen gesellschaftlichen Bereichen liegt eine Schlüsselfunktion auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft. Kinder- und Jugendarbeit z. B. bietet Kindern und Jugendlichen auf einer gesetzlich abgesicherten Basis autonome, selbstorganisierte Räume, Frei-Räume und hat den Auftrag, diese zu schützen und zu fördern. Die Praxis der Kulturellen Bildung ist selbstverständlich in ihrer Reichweite begrenzt. Sie allein kann nicht ausgleichen, was an Ungleichheit und Spaltung gesellschaftlich gegeben ist.

Ungerecht verteilte Chancen auf Kulturelle Bildung

Viele Menschen aber können die Potenziale von Spiel, Kultur und Kunst für ihr Leben und ihr Zusammen-Leben nicht nutzen. Gründe, die die Teilhabe an Angeboten der Kulturellen Bildung erschweren, gibt es viele: den Wohnort, das soziale Umfeld, körperliche oder andere „Behinderungen“, familiäre Hintergründe, Flucht- oder Migrationserfahrung, spezifische Lebenslagen, wie zum Beispiel teilweise wohnungslos zu sein, eine belastende Bildungsbiografie und viele mehr. Kultur und Kulturelle Bildung beinhalten nicht nur Potenzial für Inklusion – im Gegenteil, sie sind wirkungsvolle Distinktionsfaktoren in unserer Gesellschaft. Sie werden auch genutzt, um (ungerechte) Machtstrukturen zu festigen. Eine Gesellschaft, in der mehrheitlich Privilegierte Zugang zu Angeboten der kulturellen Jugendbildung, zu Kunst und Kultur haben, ist nicht inklusiv.

Das Bewusstsein für den Wert von Inklusion wächst erfreulicherweise. Wir sind in dem Handlungsfeld der Kulturellen Bildung auf dem Weg, genau wie Akteur*innen in anderen Handlungsfeldern der Jugend- und der Bildung auch. In diesem Prozess ist es nicht verwunderlich, dass es Projekte und inklusive Projekte, Angebote und inklusive Angebote gibt. Das Ziel muss aber sein, dass es nur noch Projekte und Angebote gibt, die selbstverständlich inklusiv sind bzw. wirken.

Selbst-Reflexion der eigenen Macht und Privilegien

Die Akteur*innen der Kulturellen Bildung bilden gemeinsam eine komplexe Fach-Struktur, die zugleich auch eine Macht-Struktur ist. Wir können nur dann glaubhaft und wirkungsvoll gesellschaftliche Appelle formulieren, wenn wir den eigenen Ansprüchen gerecht werden. Dies bedeutet: die eigene Macht

3 Der Literaturwissenschaftler Edward Said hat in den 1970er-Jahren mit dem Konzept des Othering eine Möglichkeit aufgezeigt, den Diskurs des Fremdmachens als eine gewaltvolle hegemoniale Praxis zu beschreiben. Das Konzept des Othering erläutert, wie die „Fremden“ zu „Fremden“ gemacht werden und dabei gleichzeitig ein „Wir“ konstruiert wird, welches anders als das fremde „Nicht-Wir“ beruhigend unambivalent, ohne grundlegende Spannungen erscheint und darin eine sichere Gemeinschaft symbolisiert (vgl. Castro Varela, María do Mar/Dirim, Inci/Kapalka, Annita/Mecheril, Paul/Melter, Claus (2010): Migrationspädagogik. Weinheim, S. 42).

reflektieren, kritisch in den Blick nehmen, wo uns nicht bewusste Privilegien zu Ausschlüssen führen und ungerechte Machtverteilungen bewirken und dann: Macht abgeben. Denn der Weg zur Inklusion muss einer Doppelstrategie folgen: zum einen muss es darum gehen, Ausschlüsse zu reduzieren, und zugleich müssen wir daran arbeiten, Beteiligung zu verbessern und zu verstärken.

> *„Wenn wir Inklusion wirklich ernst nehmen, dann müssen wir zuerst AN UNS arbeiten. Inklusion erscheint als notwendige forschende „Handarbeit" dafür, wie jeder Mensch auf Grundlage persönlich entwickelter und individuell angepasster Methoden leicht lernen und über sich hinauswachsen kann."* [4]
> Zentrum für Bewegte Kunst

Grundprinzipien Kultureller Bildung und Inklusion

> *„Inklusion ist ein Weg, Unterschiede zwischen Kindern und Jugendlichen in Interessen, Wissen, Fähigkeiten, familiären Hintergründen, Erstsprache, Begabungen oder Beeinträchtigungen zu Potentialen für gemeinsames Erleben und Lernen aller werden zu lassen."* [5]

Dieser positive Blick auf die Potenziale von Inklusion zeigt eine Schnittmenge zu dem Konzept Kultureller Bildung auf, das die in der BKJ zusammengeschlossenen Akteur*innen ihrer Arbeit zugrunde legen. Dieses orientiert sich an den Prinzipien der Jugendarbeit (Freiwilligkeit, Offenheit, Lebenswelt- und Stärkenorientierung sowie Selbstbestimmung) und setzt diese mit dem um, was künstlerische Prozesse, kulturelle Ausdrucksformen und die Möglichkeiten des Spiels bieten. Ehrlicherweise ist anzumerken, dass die folgenden Grundprinzipien zwar handlungsleitend sind, jedoch noch nicht in jedem Projekt und in jedem Angebot umfänglich umgesetzt werden.

In der kulturellen Bildungspraxis sollten die je individuellen Stärken und Talente der Beteiligten im Fokus stehen. Sie bilden die Grundlage des gemeinsamen künstlerischen Prozesses. Es geht also nicht darum, was jemand (noch) nicht gut kann, sondern darum, wohin er*sie sich ausgehend von seinen*ihren Potenzialen entwickeln möchte. Diese Herangehensweise passt zum Grundverständnis von Inklusion. Kinder und Jugendliche erhalten die Möglichkeit, sich mit Inhalten und künstlerischen Ausdrucksformen zu beschäftigen, die sie besonders interessieren, bewegen oder faszinieren. Neugier und Forscherdrang sind zentrale Ressourcen für den Prozess.

Die Individualität und die Unterschiedlichkeit der beteiligten Kinder und Jugendlichen bildet eine Grundlage des gemeinsamen künstlerischen Prozesses. Die Vielfalt der Persönlichkeiten ist eine Bereicherung der kulturellen Bildungsarbeit und Voraussetzung für mehrperspektivischen Dialog und Begegnung sowie gemeinsame Aushandlungsprozesse. Eine Kultur der Offenheit und Wertschätzung für unterschiedliche kulturelle, soziale, religiöse etc. Hintergründe, für die Bedürfnisse der Geschlechter und unterschiedlicher Altersgruppen ist grundlegend. Kulturelle Bildungsarbeit berücksichtigt damit nicht nur die individuellen Bedürfnisse jede*r Einzelnen, sondern lässt ein neues gemeinsames Ganzes entstehen.

Die teilnehmenden Kinder und Jugendlichen gestalten das Projektkonzept, den Projektverlauf, die konkreten Themen, Fragestellungen und die künstlerische Arbeit im Projekt wesentlich (mit). Ziel ist es, unterschiedliche Perspektiven in einen Dialog zu bringen. Die Teilnehmer*innen erleben, dass ihr Dazutun wirkt und sinnvoll ist. Kinder und Jugendliche werden in ihrer jeweiligen Rolle als Partner*innen im künstlerischen kulturellen Prozess sowie als Gestalter*innen ihres Bildungsprozesses gestärkt. Schein-Partizipation oder alibihafte Mitentscheidungsmöglichkeiten ohne Folgen sind kontraproduktiv und unbedingt zu vermeiden.

Kulturelle Bildungspraxis ermöglicht Erfahrungen, die emotional-affektive, kognitiv-intellektuelle, körperlich-sinnliche und sozial-kulturelle Prozesse umfassen und verbinden. Sie greift diesen umfassenden Charakter künstlerischer Auseinandersetzung auf, der sich auszeichnet durch einen dynamischen Wechsel von z. B. geistiger und körperlicher Aktivität, von sprachlicher und nicht-sprachlicher Interaktion, von Sinneseindrücken auf der einen und analytischer Durchdringung auf der anderen Seite. Auch diese Qualität trägt dazu bei, Verschiedenheit als Reichtum erfahrbar zu machen.

Inklusive/Inklusionsfördernde Erfahrungsmöglichkeiten in kulturpädagogischen Projekten und Prozessen

Unterschiedliche Blickwinkel bereichern den künstlerischen Prozess bzw. sie sind sogar grundlegend dafür. In kulturpädagogischen Projekten können Kinder und Jugendliche praktisch erfahren, dass vielfältige Meinungen und Haltungen nicht nur ihre Berechtigung haben, sondern eine Bereicherung darstellen können. Im künstlerischen Arbeiten erleben Kinder und Jugendliche, dass es auf eine Frage diverse Antworten gibt, dass verschiedene Wege zum Ziel führen und dass zur Lösung von Problemen ganz unterschiedliche Persönlichkeiten und Kompetenzen notwendig sind. Dies bewusst zu machen, kann Akzeptanz und Toleranz fördern. Kinder und Jugendliche lernen, dass sie das gemeinsame Ziel nur erreichen können, wenn sie einander zuhören und aufeinander achten. Sie erfahren, dass der Beitrag jedes und jeder Einzelnen wichtig ist für das Gelingen des Ganzen.

Kinder und Jugendliche haben eigene Vorlieben und Fähigkeiten, wachsen in unterschiedlichen Familien und Lernumgebungen auf, sprechen verschiedene Sprachen und sind durch unterschiedliche kulturelle Traditionen geprägt. Diese wertvollen individuellen Schätze können sichtbar werden, wenn sie in ein gemeinsames Kulturprojekt einfließen. Sich in neuen Situationen zu erleben und diese Herausforderungen zu bewäl-

4 Katharina und Michel Pigl-Andrees vom Zentrum für Bewegte Kunst im Rahmen einer Fachveranstaltung der BKJ.
5 Dannenbeck, Clemens/Dorrance, Carmen (2011): Kinder und Jugendarbeit auf dem Weg zur Inklusion. Forum Sozial 1/2011. S. 21–23.

tigen, fördert den Mut, sich anderen zu zeigen und neue Wege zu beschreiten.

In der „Sprache der Kunst“ können Kinder und Jugendliche zum Ausdruck bringen, wofür ihnen die Worte fehlen. Künstlerische Ausdrucksformen können Wege der Auseinandersetzung mit dem Unbekannten sein, aber auch mit dem Eigenen und Erlebten, mit eigenen Gedanken und Gefühlen. Das ermöglicht Kindern und Jugendlichen Orientierung und unterstützt Identitätsbildung.

Künstlerische Ausdrucksformen haben sich bewährt, damit Kinder und Jugendliche sich eine Meinung bilden, Position beziehen und diese mit anderen verhandeln können. So lassen sich einige der negativen Wirkungen von Benachteiligung und Ausschluss offenlegen und sogar abmildern. Wenn ein dauerhafter Zugang gelingt, können Methoden, Projekte und Angebote Kultureller Bildung ein Weg für Kinder und Jugendliche sein, die eigene Lebensumwelt mitzugestalten und sich gesellschaftlich zu engagieren. Künstlerische Prozesse bieten damit Möglichkeiten, gesellschaftliche Visionen und Utopien zu erproben. Und zunächst im Kleinen und dann in immer größeren Kreisen Wirklichkeit werden zu lassen.

Herausforderungen

Die Herausforderungen, oder besser, die Veränderungen, auf die wir schauen müssen, betreffen verschiedene Ebenen bzw. Bereiche: als Erstes die Praxis in den jeweiligen Sparten und Angebotsformen der Kulturellen Bildung, also auch Methoden. Wie müssen diese weiterentwickelt werden? Zum Zweiten geht es um Strukturen, die sich verändern müssen; dies umfasst auch Kooperationsstrategien. Drittens muss die Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit weiterentwickelt und erweitert werden. Denn Ausschlüsse entstehen schon dadurch, dass Menschen gar nicht von Angeboten oder Möglichkeiten erfahren bzw. sich nicht gemeint fühlen. Der vierte Punkt sind die Orte, die zugänglich sein müssen und ihre Bedingungen. Der fünfte Bereich schließlich ist der fundamentalste, nämlich die Frage der Haltung der Fachkräfte und Institutionen, und von ihr abgeleitet, einer diskriminierungssensiblen Praxis und Kommunikation.

Fachkräfte, Träger und Einrichtungen sollten dort ansetzen, wo sie bereits „inklusives Potenzial“ haben – und dieses Schritt für Schritt weiter ausbauen. Oft scheitern Akteur*innen an den eigenen Ansprüchen, die dann uneinlösbar erscheinen. Im Prozess der Inklusion geht es auch darum, Ängste wahrzunehmen. Es geht um die konkrete Arbeit miteinander und das Lernen durch Auseinandersetzung. Inklusion ist ein Thema, das mit vielen Vorurteilen belastet ist. Begrifflichkeiten wie „Inklusion“ gilt es generell mit Vorsicht zu genießen. Es gibt viele verkürzte Sichtweisen (Ein Fahrstuhl etwa macht noch keine inklusive Schule.). Außerdem schreckt der Begriff (leider) viele ab – also kann es zuweilen ratsam sein, „einfach“ inklusiv zu arbeiten, statt (nur) das Label zu nutzen!

Inklusion benötigt Zeit. Gruppen haben ihre eigene Dynamik und es ist nicht möglich, von außen aufgesetzt Menschen, Gruppen und Gruppenzusammensetzungen schnell zu verändern. Die Auseinandersetzung mit Inklusion verändert den Blick auf die Gesellschaft und die eigene Arbeit. Es geht um die konkrete Arbeit miteinander und das Lernen durch Auseinandersetzung. Ein kollegialer Fachaustausch ist dafür unverzichtbar. Als professionelle Fachkraft hat jeder Mensch zunächst den Anspruch, alles auf Anhieb richtig machen zu wollen. Dies kann bei einem derart weiten und anspruchsvollen Feld „Inklusion“ zunächst einschüchternd wirken. Die Angst davor, diesen umfassenden Prozess nicht von vornherein beherrschen und kontrollieren zu können, eventuell Fehler auf diesem unbekannten Terrain zu machen, lähmt. Doch Verantwortung zeigt sich nicht daran, wie perfekt wir bestimmte Situationen beherrschen, sondern wie wir mit eventuellen „Fehlern“ umgehen und wie sie unseren Horizont erweitern.

„PRAXIS KULTURELLER BILDUNG“ – WAS IST DAS?

Auch hier handelt es sich um einen Sammelbegriff, der völlig Unterschiedliches zusammenfasst. Die Praxis der Kulturellen Bildung nutzt alle künstlerischen Sparten und kulturellen Ausdrucksformen; auch Medien- und Spielkultur gehört dazu. Die Angebote und Projekte sind also zum Beispiel in den folgenden Bereichen zu finden: Musik und Rhythmik, Theater und Tanz, Spiel und Zirkus, Bildende Kunst, Design und Architektur, Kunst mit digitalen Medien, Computerspiele, Fotografie, Film, Erzählkunst, Kreatives Schreiben und Literatur. Die Form der Angebote ist ebenso vielfältig. So gibt es kurzfristige Workshops oder langfristige Kurse, intensive Projekte über einen oder mehrere Tage oder Wochen, Angebote in der Schule oder im Freizeitbereich, Ferienfreizeiten oder internationale Jugendbegegnungen. Auch der Besuch von Aufführungen, Konzerten, Lesungen oder Ausstellungen zählt zur Praxis Kultureller Bildung dazu. Dementsprechend unterschiedlich sind die Orte der Kulturellen Bildung. Die Angebote finden in Institutionen mit eigenen Räumen statt (z. B. Museen, Theater, Musikschulen, Jugendkunstschulen, Bibliotheken, Opern- und Konzerthäuser) und ebenso in Vereinen und Initiativen, oft auch im öffentlichen Raum, in Einrichtungen der Jugendarbeit und in Schulen. Weitere Orte Kultureller Bildung sind kultur- bzw. medienpädagogische Einrichtungen, Soziokulturelle Zentren, Bürgerhäuser und natürlich auch Kindertageseinrichtungen. Nicht zu vergessen im Spektrum Kultureller Bildung sind die selbstorganisierte Praxis und kulturellen Aktivitäten in der Familie und im Freundeskreis.

Tony Booth, einer der Autoren des „Index für Inklusion“ schreibt darin:

> *„Inklusion erfordert eine konstante Wachsamkeit, um ausgrenzenden Kräften in Bildung, Erziehung, Gesellschaft und uns selbst zu widerstehen.“*

Kirsten Witt ist Grundsatzreferentin und stellvertretende Geschäftsführung bei der BKJ sowie Redakteurin des BKJ-Magazins „Kulturelle Bildung“.

Kerstin Hübner ist Bildungsreferentin bei der BKJ. Sie ist Programmleiterin des Projektes „Künste öffnen Welten“ und Mitarbeiterin der Plattform MIXED UP.

UNTERBRECHUNG DER ROUTINEN >>
Vielfaltssensible Öffnung als Organisationsentwicklung

Warum denn Öffnung? Zu uns können doch alle kommen!

Ich kann mich noch gut an mein Gefühl erinnern, wenn der Sonntagsausflug in meiner Kindheit in den 1980er-Jahren ins Völkerkundemuseum geführt hat. Wobei Gefühl vielleicht schon zu viel ist, es war eher ein vages Unbehagen, ein Bauchgrummeln – immer dann, wenn wir uns den Räumen „Asien und Afrika“ näherten. Ich konnte es zwar nicht klar benennen, aber ich hatte immer eine diffuse Angst, dass ich, selbst in Indien geboren, irgendwie mit den dargestellten überlebensgroßen Figuren in angestaubter, vermeintlich landestypischer Kleidung vor ärmlich anmutender Kulisse verbunden werde – dass Personen denken könnten, dass ich so sei wie dargestellt. Und auch heute, viele Jahre später, mit einer Sozialisierung, die mir alle Zugänge zu Bildung eröffnet hat und einem Interesse an Kultur, verspüre ich manchmal immer noch dieses Unbehagen. Denn ich fühle mich als Person of color, als Person, die in Deutschland Rassismuserfahrungen macht, in Ausstellungen, Theaterstücken, Veranstaltungen, oftmals nicht mit meinen Erfahrungen mitgedacht. Und ähnlich wie mir geht es wahrscheinlich vielen anderen Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen gesellschaftliche Ausschlüsse erfahren und somit auch im Kulturbereich kaum – oder in stereotypen Klischees – auftauchen und als Akteur*innen nicht wahrgenommen werden.

Kultur und Kulturelle Bildung haben den Auftrag und eigenen Anspruch, für alle da zu sein und Teilhabe zu ermöglichen. Doch bislang ist der Kulturbetrieb zumeist geprägt durch eine homogene Personalzusammensetzung und monokulturelle Inhalte. Wenn ich an mein Unbehagen denke, sind es ebendiese Stellschrauben, an denen gedreht werden muss. Somit ist Öffnung weniger eine Frage der Zielgruppenansprache – zumal die Definition von Zielgruppen immer auch eine Konstruktion ist und als solche Homogenisierung und Festschreibungen beinhaltet. Damit Kultur wirklich zu einem identitätsstiftenden Moment werden kann, müssen sich Strukturen öffnen, sollten die Häuser selbst, mit ihren institutionellen Praxen, Routinen und Grundfundamenten in den Fokus rücken und – auch das ist genauso wichtig – Raum schaffen, sodass minorisiertes, widerständiges Wissen und die Akteur*innen, welche dieses Wissen tragen, Platz und Ressourcen einnehmen können.

Was heißt denn nun vielfaltssensibel?

Das Projekt *[in:szene] – Mehr Vielfalt im Kulturbetrieb der W3 e.V.* – Werkstatt für internationale Kultur und Politik e. V. in Hamburg hat genau das zum Ziel: die Häuser und Institutionen und deren Veränderungspotenziale in den Mittelpunkt zu stellen. Deshalb begleiten wir Kulturbetriebe in Form einer Organisationsberatung und unterstützen diese dabei, ihre Strukturen und institutionellen Routinen für die Vielfalt der Gesellschaft zu öffnen. Wir sprechen daher auch von einer vielfaltssensiblen, diversitätsorientierten Öffnung. Für uns bedeutet diese Formulierung, die zunächst vielleicht sperrig und unscharf klingen mag, ein Verständnis von Vielfalt zugrunde zu legen, welches gesellschaftliche Machtverhältnisse und deren Geschichte in den Blick nimmt. So ist eine vielfaltsensible Orientierung für uns immer auch rassismuskritisch und erfordert eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Ausschlüssen und Diskriminierungen. Das bedeutet auch, die Perspektive zu verschieben, weg von einer problemzentrierten Sicht auf Zielgruppen und hin zu einem ressourcenorientierten Verständnis: Was müssen Kulturbetriebe tun, um allen Menschen tatsächlich gleiche Teilhabechancen und -möglichkeiten zu eröffnen? Wie kann Kulturelle Bildung dazu beitragen, dass über Kunst weniger Abgrenzung als vielmehr Verbindung zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und Milieus hergestellt werden kann?

Die konsequente Förderung einer vielfaltssensiblen Orientierung ist ein langfristiger Organisationsentwicklungsprozess und kann nur gelingen, wenn Normen in Frage gestellt und verschiedene Perspektiven aktiv einbezogen werden. Sie ist somit eine Querschnittsaufgabe, die sich auf allen Ebenen eines Hauses widerspiegelt. Die Delegierung an einzelne Mitarbeitende oder Bereiche macht allein keine Öffnung aus, sondern sie setzt von der Leitungsebene eine klare Entscheidung für eine Veränderung voraus, eine ehrliche Antwort auf die Frage: Wollen wir uns wirklich öffnen oder nur so tun als ob?

Denn eine tatsächliche Öffnung fordert alle Bereiche eines Hauses heraus und es gilt, bisherige Arbeitsteilungen und hierarchische Entscheidungsstrukturen zu hinterfragen, Routinen zu unterbrechen und institutionelle Rituale zu verändern. Wichtig ist dabei ebenfalls, vielfältige Perspektiven und Wissensarchive einzubeziehen und diese sichtbar zu machen.

Um das ein bisschen konkreter zu machen, hier eine kleine Auswahl an Fragen, die für eine erste Reflexion institutioneller Strukturen genutzt werden können:

- Organisationskultur/Leitbild: Gibt es ein gemeinsames Verständnis von grundlegenden Begriffen und Konzepten

(z. B. „(Inter-)Kultur“)? Wie werden Barrierearmut und Diversität verstanden und umgesetzt? Wer wird bei der Erstellung eines Leitbildes und bei strategischen Entscheidungen einbezogen? Wie spiegeln sich die im Leitbild verankerten Grundsätze in den institutionellen Strukturen wider?

- Personalzusammensetzung und -politik: Wer arbeitet an welcher Stelle und in welcher Position? Anhand welcher Kriterien erfolgen Stellenausschreibungen?

- Programm: Wer macht das Programm – Wer setzt Inhalte? Werden Räume für (Selbst)Repräsentation geschaffen? Warum möchten wir als Haus bestimmte Themen besetzen, bestimmte Projekte durchführen – Wer profitiert? Welche Expertise können wir einbringen. Wo sollten wir Platz machen für andere?

- Publikum/Besucher*innen: Wer hat Zugang? Welche Beteiligungsmöglichkeiten gibt es – besteht z.B. Gelegenheit, Feedback zu geben? Welche Überlegungen zu barrierearmer Veranstaltungskonzeption gibt es (z. B. Übersetzungen, geschützte Räume)?

- Kooperationen: Welche Netzwerke und Kooperationen gibt es? Wie werden Ressourcen in diesem Kontext verteilt? Zum Beispiel: Wer bekommt Geld für die geleistete Arbeit? Wer wird zur Partizipation „eingeladen“, bleibt aber unsichtbar?

Eine diversitätsorientierte Öffnung lässt sich also nicht allein abhandeln mit einem schillernden Leitbild, das auf dem Papier existiert, aber nicht Herzen und Strukturen erreicht. Sie ist keine Projekt-Checkliste, die es einfach abzuhaken und abzulegen gilt, denn Öffnungsprozesse sind immer auch Lernprozesse und setzen eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen (institutionellen) Kulturgebundenheit voraus. Das bedeutet auch, die Orientierung an der Mehrheitskultur als alleinigen Maßstab für das eigene Wahrnehmen und Handeln in Frage zu stellen und sich als Institution für die Begegnung und Auseinandersetzung mit Menschen unterschiedlicher kultureller Prägung zu öffnen.

Und ganz konkret?

Es ist sicher schwierig, große Dampfer wie ganze Institutionen auf einmal zu bewegen – aber auch das nächste Projekt, die nächste Fachtagung von Beginn an anders zu planen, anderen Perspektiven Raum zu ermöglichen, ein Podium oder eine Eröffnungsrede anders zu besetzen und dadurch neue Denk- und Handlungsperspektiven aufzuzeigen – das können beispielsweise erste Schritte hin zu einer Vielstimmigkeit sein. Kulturelle Bildung hat die Chance, hier eine Vorreiterrolle einzunehmen, den Kulturbereich diverser zu gestalten und damit ein realistischeres (Ab-)Bild der Gesellschaft, in der wir bereits leben, auch im Kulturbetrieb zu fördern. Und Kulturelle Bildung hat das Potenzial, Machtverhältnisse und Verteilung von Ressourcen zu thematisieren und vor allem Zugänge zu schaffen. Dies kann jedoch nur gelingen über die maßgebliche Beteiligung von Betroffenen als Initiator*innen und Träger*innen von Projekten und über eine künstlerische Praxis, die sich auch als politische Praxis versteht. So haben beispielsweise Selbstorganisationen schon lange Forderungen und Kriterien für eine inklusive, rassismuskritische Arbeit veröffentlicht, mit denen immer wieder die eigene Alltagspraxis überprüft werden kann – die 10-Punkte Liste der australischen Selbstorganisation Rise für Künstler*innen, die Projekte mit Geflüchteten machen wollen, ist hier nur ein Beispiel[6]. Viele dieser Forderungen müssen nicht immer wieder neu formuliert, sondern sichtbar gemacht und umgesetzt werden. Im Kontext kultureller Bildungsarbeit bedeutet die Berücksichtigung von Schieflagen u.a., dass Kinder und Jugendliche verantwortlich sein sollten für die Inhalte, Formen, Ressourcen und Repräsentationen. Das heißt, sie sollten selbst entscheiden, ob, wie und von wem sie dargestellt werden. Denn sie sind die Expert*innen ihrer eigenen Lebensrealität! Diversitätsbewusstsein heißt daher auch, dass Erwachsene bzw. Pädagog*innen es nicht immer „besser“ wissen. Damit Kinder und Jugendliche sich nicht nur als Empfänger*innen von kultureller Bildung sehen, sondern auch als zukünftige Gestalter*innen, als Inten-

6 Tania Canas (2016): „Wir sind nicht dein nächstes Kunstprojekt“: www.kultur-oeffnet-welten.de/positionen/position_1536.html (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

ZUM BEGRIFF: DIVERSITY

Der Begriff „Diversity“ meint – wörtlich übersetzt – „Vielfalt“ und „Heterogenität“. Unter dem Begriff „Diversity“ wird die Akzeptanz der Heterogenität, Vielfalt, Andersartigkeit und Mannigfaltigkeit von Menschen verstanden. Ziel ist es, diese Vielfältigkeit einer Gesellschaft auch in Institutionen strukturell und inhaltlich widerzuspiegeln und eine Offenheit für alle Menschen unabhängig von sozialen Kategorien zu schaffen. Diversity-Kategorien sind u.a. Geschlecht, Gender, sexuelle Orientierung, Race, Alter, kulturelle Herkunft, Behinderung, soziale Klasse. Diese Kategorien existieren jedoch nicht „naturgegeben“, sondern sie werden in sozialen Prozessen konstruiert und Menschen zugeschrieben. Auch bewegen sich Menschen nicht nur innerhalb einer Kategorie, sondern Zugehörigkeiten können sich überlappen und wechselseitig bedingen. Bei der Verwendung des Wortes „Diversity“ gilt es neben der positiven Bedeutung von Vielfalt auch diskriminierende Strukturen zu benennen. Rassismus, Klassismus, Sexismus und Ableismus sind Diskriminierungsformen, die in sozialen und institutionellen Strukturen – auch in Kultureinrichtungen – immer noch bestehen und unbewusst und ungewollt reproduziert werden.

dant*innen, Direktor*innen, Kurator*innen, brauchen sie Vorbilder, die ihren Lebensrealitäten entspringen. Vernetzungen zu Selbstorganisationen, Communities können hierbei eine wichtige Brückenbaufunktion einnehmen – denn auch hier finden sich Kulturschaffende, Pädagog*innen, Wissenschaftler*innen (!) mit Diskriminierungserfahrungen, die Vorbild(er), Role Model(s) und Möglichkeit zur Identifikation für Kinder und Jugendliche sind und sein können.

Doch Kunst und Kultur kann nicht abgekoppelt von anderen gesellschaftlichen Feldern betrachtet werden. Erst Chancengleichheit im Bildungsbereich, bei Zugängen zu Ausbildungsstellen, zu Kunsthochschulen, auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt kann die Grundlage für eine gleichberechtigte künstlerische Entfaltung bieten. Es braucht also ein Wirken auf ganz unterschiedlichen Ebenen, ein Drehen an mehreren Stellschrauben, damit kulturelle Bildung, damit institutionelle Öffnungsprozesse Wirkmacht entfalten und langfristige Teilhabechancen ermöglichen können.

Und zu guter Letzt

Routinen zu unterbrechen und Blicke umzukehren erfordert immer auch Mut – einen gelassenen Mut, sich auf einen kreativen Lernprozess einzulassen und Fehler zu machen. Es kann natürlich passieren, dass etwas nicht so gelingt wie geplant oder etwas Wichtiges vergessen wird. In einem solchen Fall lohnt es sich, die gemachten Fehler als Lernmöglichkeit zu betrachten, prozesshaft zu arbeiten und zu fragen, was in Zukunft besser bzw. anders gemacht werden kann. Solche Auseinandersetzungs- und Öffnungsprozesse brauchen Zeit: Es braucht Zeit, sich mit verschiedenen Perspektiven, mit diskriminierungskritischem Wissen zu beschäftigen und diskriminierungssensible Bündnisse aufzubauen. Daher: Gehen Sie in den Austausch, wenn Sie sich nicht sicher sind. Beziehen Sie unterschiedliche Perspektiven von Anfang an mit ein – denn dies ist ein erster Schritt, um Routinen aufzubrechen und anderen Möglichkeiten und Stimmen Raum zu geben.

Lena Prabha Nising ist Erziehungswissenschaftlerin (M.A.) und Referentin im *Projekt [in:szene] – mehr Vielfalt im Kulturbetrieb der W3 – Werkstatt für internationale Kultur und Politik e. V.* Hier beschäftigt sie unter anderem die Frage, wie eine vielfaltssensible, rassismuskritische Öffnung von Kulturbetrieben gelingen kann. Zudem ist sie freiberufliche Diversity-Trainerin mit Schwerpunkt auf Empowerment von Menschen mit Rassismuserfahrung.

Stephanie Roth ist Nachhaltigkeitswissenschaftlerin (M.Sc.) und ebenfalls Referentin im *W3-Projekt [in:szene]*. Freiberuflich arbeitet sie als Anti-Bias-Trainerin zu den Themenschwerpunkten Gender, Intersektionalität und Diversity.

Nähere Informationen zum Projekt *[in:szene] – mehr Vielfalt im Kulturbetrieb* gibt es direkt bei den Projektkoordinatorinnen Lena Nising und Stephanie Roth unter inszene@w3-hamburg.de oder Tel.: 040 398053-64 sowie unter www.w3-hamburg.de/inszene.

WEG VON VORGEFERTIGTEN SCHABLONEN >>

Vielfalt als künstlerisches Potenzial und Herausforderung

Das Theaterkollektiv i can be your translator (ICBYT), auf dessen Erfahrungen sich dieser Text im Besonderen stützt, ist 2014 aus dem DOMO / Dortmunder Modell: Musik (2010 – 2013 an der TU Dortmund) entstanden. Aufgrund der Finanzierungs- und Projektstruktur bewegte sich das DOMO in dem Spannungsfeld zwischen einem zielgruppenspezifischen Angebot für Menschen mit Behinderung und der Idee, auf der Basis eines breiten Inklusionsverständnisses zu arbeiten.

Im Fokus des Kollektivs ICBYT steht die gemeinsame Arbeit an inhaltlichen Fragestellungen und die Entwicklung einer eigenen künstlerischen Position. Das Kollektiv hat zehn Mitglieder mit unterschiedlich viel Theater- und Musikerfahrung. Die Gruppe hat bisher zwei Musiktheater-Produktionen realisiert (Displace Marilyn Monroe, EINSTEIN). Aktuell arbeitet sie an einer kollektiven Konzeptentwicklung zum Thema Euthanasie im Nationalsozialismus.

Die Frage nach Inklusion stellt sich der Gruppe neben dem Anstoßen von Kooperationen insbesondere bei der Qualität interner Arbeitsweisen und -beziehungen und erschöpft sich nicht in der Heterogenität der Mitglieder. Zentrale Aspekte sind insofern die produktive Nutzung von Vielfalt und die Gestaltung von Entscheidungsprozessen bzw. Machtverhältnissen innerhalb der Gruppe.

Vielfalt als künstlerisches Potenzial nutzen

Die Basis für einen produktiven Umgang mit Vielfalt ist unserer Erfahrung nach eine konsequente Individualität und die Abkehr von vorgefertigten Schablonen. Eine Voraussetzung ist zum einen Offenheit in Hinblick auf die konkrete Ausgestaltung eines Endergebnisses und die Modifikation eigener Ideen. Zum anderen muss bei allen die Bereitschaft bestehen, um die Ecke und somit außerhalb bestimmter Konventionen und Vorannahmen zu denken. Unter „bestimmten Konventionen“ verstehen wir beispielsweise die Art und Weise, wie ein bestimmtes Instrument traditionell gespielt und in Ensembles eingesetzt wird.

Wichtig ist, für die jeweilige Person den passenden Weg zu finden, etwas Bestimmtes zu tun und eine künstlerisch sinnvolle, d. h. notwendige Aufgabe in einem Gesamtzusammenhang zu übernehmen. Das kann bedeuten, etwa ein Streichinstrument nur mit einer Hand zupfend zu spielen. Das kann aber auch bedeuten, eine ganz andere Aufgabe für jemanden, unabhängig vom restlichen Geschehen auf der Bühne, zu finden – auch wenn dadurch oder gerade weil dadurch bewusst ein bestehendes Bild aufgebrochen wird.

So ergeben sich sehr spezielle Herangehensweisen für jedes Gruppenmitglied: Z. B. haben alle verschiedene Zugänge zum Thema, musikalische Fähigkeiten oder können sich einen Text

auf verschiedene Weisen gut merken und präsentieren. Ein wichtiger Teil der Probenarbeit ist somit die Suche nach diesen besonderen Qualitäten und deren Kombinationsmöglichkeiten. Die darin liegende Herausforderung ist dann, aus diesen Einzelteilen ein stimmiges Ganzes zu entwickeln. Die Chance, die darin liegt, ist, sich nicht auf eine Art kleinsten gemeinsamen Nenner einpendeln zu müssen (Stichwort „Niveauverlust"), sondern tatsächlich die Möglichkeit zu haben, etwas wirklich Neues und Einzigartiges zu entwickeln.

Ausgangspunkt ist also die Frage: Welche Kunst kann mit den mitwirkenden Personen, aber auch mit den vorhandenen Mitteln (Räumlichkeiten, Ausstattung etc.) geschaffen werden? Um für diese jeweils einzigartigen Kombinationen möglichst passgenaue Lösungen zu finden, geht eine solche Produktion nicht von einer im Vorhinein z. B. auf der Basis eines Dramentextes entwickelten und genau festgelegten Idee aus, für die dann die bestmöglichen Ausführenden gesucht werden. Vielmehr beschreibt ein Konzept die Rahmenbedingungen, in denen Dinge entwickelt werden, also den Raum, bestimme szenische Spielregeln oder musikalische Bausteine. Bei EINSTEIN waren das z. B. Interviews mit einem Physikprofessor der TU Dortmund als Textgrundlage und die Idee, mit Streichinstrumenten zu arbeiten. Außerdem stellt das Konzept inhaltliche Fragen in Bezug auf das Thema. Mit diesen Vorgaben starten dann die Proben und die gemeinsame Stückentwicklung.

Gestaltung von Entscheidungsprozessen

Spätestens jetzt stellt sich jedoch die Frage, wie Entscheidungsprozesse gestaltet werden bzw. werden können. In den meisten Gruppen werden die grundsätzlichen Entscheidungen von einer künstlerischen Leitung getroffen, die z. B. keine Behinderung hat. Auch wenn das Stück gemeinsam entwickelt wird, verfügt die Leitung dennoch über die Definitionsmacht darüber, was ein guter oder ein schlechter Vorschlag ist. Hinzu kommt, dass bei Probenbeginn bereits ein Konzept entwickelt und daraufhin Anträge bewilligt wurden, so dass maßgebliche Entscheidungen wie das Thema feststehen.

Im Kern geht es um die Hinterfragung der Machtverhältnisse und Rollenverteilungen in inklusiven Gruppen, aber auch im Theater allgemein – und womöglich darüber hinaus. In den letzten Jahren wurde hierüber ein spannender Diskurs aufgeworfen, der sich in diversen Projekten niederschlägt, wie z. B. „Freie Republik Hora" von Theater Hora, wo die Machtverhältnisse quasi umkehrt und die Ensemblemitglieder zu Regisseur*innen werden.

Die vermutlich brisanteste Frage dabei ist, wer innerhalb einer Gruppe festlegen darf, was gutes Theater ist – und welche Konsequenzen sich dann in der Außenwirkung daraus ergeben und wer wiederum hierfür die Verantwortung trägt. Spannend wird es sein, zu beobachten, welche langfristigen Arbeitsweisen sich aus diesen Versuchsanordnungen entwickeln werden.

Da ICBYT eine kollektive Arbeitsweise ohne feste Regie anstrebt, müssen genau diese Aushandlungsprozesse zwangsläufig analysiert werden. Das unreflektierte Übernehmen von Methoden vergleichsweise homogener Theater-Kollektive würde nicht funktionieren und die vorhandenen Machtasymmetrien würden weiterhin wirken: Zwar gibt es Themen (z. B. Interessen von Förderinstitutionen oder Technik), bei denen Argumente von besonders erfahrenen Mitgliedern im Sinne der Gruppe berücksichtigt werden sollten, allerdings sind die verbalen Fähigkeiten, eigene Ideen in einer Diskussion zu vertreten, sehr unterschiedlich. Somit würde das Prinzip „Das bessere Argument gewinnt!" einen Teil der Gruppe systematisch benachteiligten.

Kollektive Konzeptentwicklung

Dies betrifft insbesondere das Konzipieren, bei dem ja meist nur sprachlich auf einer eher abstrakten Ebene Ideen entwickelt werden. Insofern braucht es konkrete Methoden, um die Reflexion solcher Strukturen im Alltag gewissermaßen zu ritualisieren und dennoch handlungsfähig zu bleiben.

Aufgrund einer Förderung, die sich „nur" auf das Konzept für ein Theaterstück zum Thema Euthanasie im Nationalsozialismus der Stiftung EVZ bezog, konnte ICBYT sich grundsätzlicher mit Fragen nach Methoden kollektiver Konzeptentwicklung beschäftigen. Das Projekt läuft noch, aber als besonders hilfreich hat sich bisher gezeigt,

- ausreichend Zeit und gute Materialien für eine inhaltliche Recherche zu haben,
- Workshops mit externen Expert*innen zu künstlerischen Methoden einzubinden
- sowie eine externe Moderation von konzeptionellen Gesprächen einzuplanen.

Die externe Leitung von Workshops hat erheblich dazu beigetragen, dass alle Gruppenmitglieder (leichter) auf der gleichen Ebene agieren konnten, weil sie z. B. nicht dafür verantwortlich waren, dass alle zu Wort kommen oder der Prozess in Gang bleibt.

Es zeigt sich aber auch, dass der kollektive Prozess massiv von unseren bisherigen Erfahrungen außerhalb der Gruppe beeinflusst wird und es insofern eine Weile dauern wird, bis wir uns neue Verhaltensweisen wirklich angeeignet haben.

Zwar waren mit der Moderation Konzeptgespräche viel besser möglich als erwartet, dennoch bleiben die Entwicklung einer gemeinsamen Sprache über Theater und dessen Kriterien ebenso wie die Neuverteilung von Definitionsmacht und Verantwortung auf der Handlungsebene Herausforderungen.

Lis Marie Diehl ist Teil des Theaterkollektivs *i can be your translator* aus Dortmund und arbeitet darüber hinaus in verschiedenen inklusiven Kulturprojekten, insbesondere bei *barner 16* (Hamburg) und dem *Dortmunder Modell: Musik / DOMO.*

Mehr Informationen zum Kollektiv ICBYT unter: www.icanbeyourtranslator.de

MITEINANDER INKLUSIVE! >>
Wie verändert inklusive Arbeit Beteiligungsprozesse?

Das Projekt „miteinander inklusive!“ war ein Projekt der Deutschen Bläserjugend (DBJ) in Kooperation mit der Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e.V. (BKJ) und der Bundesvereinigung Deutscher Orchesterverbände e.V. (BDO), das sich der Frage gewidmet hat, wie die inklusive Arbeit die Beteiligungsprozesse der Kulturellen Bildung verändert.

Ein Team aus jungen Ehrenamtlichen sollte während der Projektlaufzeit hinterfragen, wie sich Prozesse in der Kulturellen Bildung verändern oder bereits verändert haben, wenn dort ein inklusives Miteinander gelebt und konsequent umgesetzt wird und sich dadurch z. B. Zielgruppen erweitern oder neue bzw. alternative Zugänge zur jugendverbandlichen Arbeit geschaffen werden müssen. Wie beeinflusst Inklusion also eine neue Beteiligungskultur und Mitbestimmungsprozesse? Und wie wirkt sich dies auf alle Mitglieder und Teilnehmenden aus?

Ziel des Projektes war es, die Erfahrungen und Erlebnisse aus den unterschiedlichen Projekten im Innovationsfonds Kulturelle Bildung greif- und erlebbar zu machen und gleichzeitig einen theoretischen Diskurs anzustoßen. Diese Prozesse sollten aus jugendlicher Perspektive hinterfragt, analysiert und sichtbar gemacht werden.

Junge Ehrenamtliche als Expert*innen

Warum Jugendliche für das Projektteam? Weil junge Menschen die Expert*innen für ihre eigene Peergroup, ihre Bildung und ihren Sozialraum sind und ihren ganz eigenen, authentischen Blick auf das Thema mitbringen. Die Jugendlichen sollten die geförderten Projekte vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen in der Kulturellen Bildung reflektieren und diskutieren. Das Projekt konnte und wollte in der Kürze der Zeit keine wissenschaftliche Forschung durchführen, sondern die Projekte im Innovationsfonds Kulturelle Bildung authentisch, nachhaltig und zielgruppenorientiert betrachten.

Beim Start-Workshop in Berlin im Frühjahr 2016 kamen das ehrenamtliche Projektteam und die Projektleitung erstmalig zusammen, um gemeinsam einen Fragenkatalog zur Beobachtung der einzelnen Projekte zu entwickeln. Der Fokus bei diesem Workshop lag zunächst auf einer Verständigung auf eine gemeinsame Definition der Begriffe „Inklusion“ und „Partizipation“ sowie auf einem Abgleich der bisherigen Erfahrungen der Jugendlichen in beiden Themenfeldern. In einem zweiten Schritt lernten die Jugendlichen die unterschiedlichen Projekte aus dem Innovationsfonds Kulturelle Bildung sowie deren Schwerpunkte kennen.

Anschließend ging es an die Entwicklung eines Fragenkataloges, mit Hilfe dessen die unterschiedlichen Projekte betrachtet werden sollten. Die Fragen gliedern sich grob in die Bereiche Projektentstehung und Ziele, Teilnehmende und Öffentlichkeitsarbeit, Herausforderungen und deren Lösungen, Reflexion des Projektes und Nachhaltigkeit sowie natürlich die zentrale Frage, wie die inklusive Arbeit die Beteiligungsprozesse im Projekt und beim Träger verändert hat. Darüber hinaus wurde über geeignete Kommunikationswege und die mögliche Nutzung verschiedener Online-Plattformen diskutiert.

Austausch als Grundlage für Inklusionsprozesse

Um die Projektergebnisse zu bündeln und mit einem breiteren Publikum zu diskutieren, fand Anfang November 2016 in Kooperation mit dem DBJ-Projekt „Vielfalt? Bläser? Klasse!“ die Fachtagung „einfach // weiter // machen“ in Mainz statt. Neben der Vorstellung der Projektergebnisse aus beiden Projekten ging es hier vor allem um theoretische Impulse aus verschiedenen Bereichen der Kulturellen (Jugend-)Bildung und der Jugendverbandsarbeit. Mehr als 60 Teilnehmende diskutierten und arbeiteten ein Wochenende lang in verschiedenen Workshops zu den unterschiedlichsten Themen.

Eingerahmt wurde die Fachtagung durch zwei theoretische Vorträge von Dr. Markus Scholz „Inklusion – Was ist es und wenn ja, wie viele?“ und Dr. Anna Grebe „Batman oder Bettler – wie „normal“ sind Menschen mit Behinderung in den Medien“. Beide Vorträge schafften es, aus unterschiedlicher Perspektive einen zu Diskussionen anregenden Blick auf das Thema Inklusion zu geben.

In den jeweils anschließenden Workshops wurden sowohl die beiden Projekte der Deutschen Bläserjugend als auch die Impulsvorträge vertieft. Darüber hinaus ermöglichten verschiedene Projekte aus dem Innovationsfonds durch ihre Workshops

AUSZUG AUS DEM FRAGENKATALOG FÜR DIE PROJEKTE

1. Was versteht ihr unter inklusiver Arbeit?
2. Was war der Anreiz für ein inklusives Projekt?
3. Wer sind die Teilnehmenden?
4. Was ist das Ziel eurer Arbeit?
5. Was gibt es für Beteiligungsprozesse?
6. Habt ihr eine Arbeitshypothese?
7. Wie sieht eure Öffentlichkeitsarbeit aus?
8. Wo gibt es Problematiken?
9. Was halten die Kinder und Jugendlichen vom Projekt?
10. Wie hat die inklusive Arbeit Beteiligungsprozesse bei euch verändert?
11. Würdet ihr im Nachhinein etwas am Konzept ändern?
12. Wie geht es nach Ende des Projektes weiter?

einen Blick über den Tellerrand musikalischer Jugendbildung. Uwe Kramer (Villa Jühling e. V.), ging in seinem Workshop auf die Thematik „Zielgruppe „ALLE“ ein und thematisierte die Unmöglichkeit inklusiver Veranstaltungsplanung. Dr. Anna Grebe arbeitete in ihrem Workshop zum Thema „Kooperation auf Augenhöhe – Jugendverbände werden inklusiv“ und Gunnar Fasold vom Projekt „DialogTheArt“ gab einen Einblick in die Erprobung innovativer Peer-to-Peer Ansätze im Jugendtheater. Bei der das Wochenende abschließenden Podiumsdiskussion wurde noch einmal deutlich, dass es gute Rahmenbedingungen für gelingende inklusive Arbeit braucht, da diese sich stetig weiterentwickelt und die eigenen Ansätze immer wieder hinterfragt werden müssen. Hieran schließen auch die Ergebnisse von „miteinander inklusive“ aus den Befragungen der Projekte im Innovationsfonds Kulturelle Bildung an.

Erkenntnisse aus den Projekten

Wie inklusive Arbeit umgesetzt werden kann, hängt von verschiedensten Faktoren ab. In den meisten Projekten wurde klar, dass man sich von der Zielgruppe „Alle“ verabschieden muss. Für gute inklusive und partizipative Arbeit ist es nicht immer möglich alle mitzunehmen und diesen Anspruch zu haben, kann in der praktischen Arbeit schnell zu einer Überforderung der Teilnehmenden und Anleitenden führen.

Darüber hinaus haben Jugendliche oft eine andere Sichtweise auf Inklusion. Kategorien wie Behinderung oder Migrationsgeschichte spielen kaum eine bzw. keine Rolle. Während Erwachsene sich hier oft viele Gedanken machen, wie gut inkludiert werden kann, setzten Kinder und Jugendliche oft sehr pragmatische Lösungen an und bekommen in den jeweiligen Projekten einen geschützten Raum geboten, um sich und eben diese Lösungen auszuprobieren. Die Herausforderung ist hier, sich dem Thema Inklusion zu nähern, ohne nur oder zu sehr auf die Schiene „Behinderung“ zu kommen. Es gibt die einflussreicheren Prozesse oft eher im Bereich der sozialen Unterschiede und bei der Frage, wie diese überwunden werden können. Hier finden sich viele Problematiken im Bereich der finanziellen Förderung, die oft schwerer zu lösen sind als z.B. die Mitnahme von einem Menschen im Rollstuhl.

Klar wurde an vielen Stellen erneut, dass Inklusion mehr als nur Barrierefreiheit ist. In vielen Projekten hat sich durch das konsequente Leben eines inklusiven Miteinanders der Anspruch an die eigene Arbeit geändert. Deutlich wurde auch, dass Inklusion und Partizipation zwei Seiten einer Medaille sind, die für eine gute Umsetzung von Projekten gleichermaßen wichtig sind. Für die Deutsche Bläserjugend ist klar, der Verband ist auf dem Weg und bleibt am Thema Inklusion dran. Es gibt hier keine fertigen Lösungen und sowohl der Bundesverband als auch seine Landesverbände mit ihren Untergliederungen bis hin zum einzelnen Verein befinden sich in einem stetigen Prozess, der durch gute Rahmenbedingungen unterstützt werden muss.

Matthias Laurisch, Dipl.-Soziologe, ist Referent für Bildung und Jugendpolitik bei der Deutschen Bläserjugend. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Rahmenbedingungen für junges Engagement, Vereins- und Verbandsentwicklung, Jugendpolitik, Projektkoordination innerhalb der Bläserjugend und an der Bundesakademie für musikalische Jugendbildung Trossingen.

Weitere Informationen:
matthias.laurisch@deutsche-blaeserjugend.de

INKLUSIONS-CHECK: WIE OFFEN WILL ICH SEIN?

Das Thema Inklusion fordert in erster Linie eine Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung. Am Ende von jedem Kapitel möchten wir daher Fragen stellen – Fragen, die zur Selbstreflexion anregen und damit zur Entwicklung inklusiver Gestaltungsprinzipien in kulturellen Bildungsangeboten, aber auch in Institutionen selbst, beitragen können. Die Fragen sind angelehnt an den von Tony Booth und Mel Ainscow entwickelten „Index für Inklusion“, sowie an den „Inklusions-Check“ des Projekts „Auftrag Inklusion – Perspektiven für eine neue Offenheit in der Kinder- und Jugendarbeit“ der Aktion Mensch, der aej und der Diakonie.

Wo fangen wir beim Thema Inklusion an? Bei uns selbst, natürlich! An erster Stelle steht daher die individuelle Haltung zu Inklusion und wie sich diese in den eigenen Denk- und Handlungsweisen niederschlägt:

1. Was bedeutet Inklusion für mich?
2. Wie offen bin ich in der Begegnung und dem Umgang mit anderen Menschen?
3. Kann ich nachempfinden, wie es sich anfühlt, benachteiligt zu sein?
4. Hinterfrage ich „eingefahrene“ Meinungen und Verhaltensweisen?
5. Bin ich mir meiner eignen Privilegien bewusst?
6. Bin ich bereit meinen eigenen Status in Frage zu stellen?
7. Was hindert mich daran, noch offener zu werden?


KUMMER

2 AN_PACKEN >>
Praxis und Methoden

OLDENBURG SPIELT THEATER >>
Auf dem Weg zu einer stadtteilorientierten und diversitätsbewussten Praxis

Unser Verein Jugendkulturarbeit e. V. gibt mit seinen Angeboten der Kulturellen Bildung Kindern und Jugendlichen in Oldenburg und Umgebung die Möglichkeit, verschiedene Kunstformen kennen zu lernen und sich im künstlerischen Prozess ihren Fähigkeiten entsprechend zu entfalten. Das Ziel ist, die Prozesse gemeinsam zu gestalten und möglichst viele Kinder und Jugendliche mit ganz unterschiedlichen Hintergründen in die Projekte mit einzubeziehen. In heterogenen Gruppen sollen Kommunikationsformen erprobt, neue Sichtweisen erkundet sowie künstlerische Experimente durchgeführt und gegebenenfalls veröffentlicht werden.

Diversitätsbewusste Praxis

Anlass für das zweijährige Projekt MUT+ waren die guten Erfahrungen der bisherigen Vereinsaktivitäten in der stadtteilorientierten Arbeit sowie bei der Kooperation mit den Schulen und Freizeiteinrichtungen vor Ort. Es hatte sich herausgestellt, dass die beim Verein Jugendkulturarbeit entwickelten theaterpädagogischen Ansätze und interdisziplinären Verknüpfungen zu den Sparten Musik, Tanz, Video und Bühnenbau offenbar sehr gut dazu geeignet sind, viele Kinder und Jugendliche in heterogenen Gruppen zu erreichen und mit ihnen gemeinsam an ihren Alltagsthemen, Träumen, Ängsten und Wünschen zu arbeiten. Auch hatten wir bereits gute Erfahrungen in der stadtteilorientierten Arbeit zu Themen der Migrationsgesellschaft gemacht. Das Vorgänger-Projekt „Migration und Theater MUT“ hatte zuvor bereits drei Jahre lang kultursensible partizipative Möglichkeitsräume gerade auch für Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebenslagen eröffnet[1].

Innerhalb des Projektes MUT+ arbeiteten von September 2014 bis August 2016 sieben stadtteilorientierte Kinder- und Jugendtheatergruppen in einem Netzwerk zusammen. Jährlich erprobten etwa 100 Kinder und Jugendliche aus den Stadtteilen Kreyenbrück, Eversten, Bloherfelde, Ohmstede und Donnerschwee in den theaterpädagogischen Projekten zusammen mit den Teamer*innen inklusive Formen kultureller Bildungsarbeit und entwickelten gemeinsam Theaterstücke. Jede Gruppe brachte pro Jahr ein Theaterstück auf die Bühne. Die jungen Teilnehmenden arbeiteten künstlerisch zu ihren Fragen an die Gesellschaft und stellten sie in den Aufführungen zur Diskussion: anderen Schüler*innen ebenso wie einem Fachpublikum (Lehrer*innen, Kulturpädagogen*innen, Sozialarbeiter*innen und Mitarbeiter*innen der Kommunalverwaltung).

Begleitend nahmen die beteiligten Kulturpädagogen*innen und Projektpartner*innen an regelmäßigen Fortbildungen teil.

1 Zu den Herausforderungen von Inklusion im gesellschaftlichen und kulturellen Kontext siehe Berner, Stephanie/Bliemetsriede, Sandro (2015): „Einleitung – Bildung, Anerkennung und Differenzbearbeitung, Demokratisierung und Reflexivität als interdisziplinäre Dimensionen von Inklusion“. In: Bäuml-Roßnagel, Anna-Maria/Berner, Stephanie Berner u.a. (Hrsg.): Inklusion im interdisziplinären Diskurs; Band 2 Soziale Vernetzung und gesellschaftliche Aufträge.München, S. 7 – 16 & Melter, Farah (2015): „Inklusion in der Medienarbeit“. In: ebd, S. 49 – 63.

STIMMEN VON TEILNEHMER*INNEN

„Ich spiele in meiner Theatergruppe, weil ein toller Teamgeist entsteht, man super Leute kennenlernt, man Erfahrungen sammelt, man eine Menge lernen kann und es einfach Spaß macht, in andere Rollen zu schlüpfen.“

„Ich spiele in meiner Theatergruppe, weil es mir sehr viel Spaß macht, man da nette Leute kennenlernt und man beim Theater viel Freiheit hat, seine Rolle zu entwickeln.“

„Es hat mich selbstbewusster gemacht. Ich habe außerdem gelernt, was Mobbing mit manchen Leuten macht. Das wusste ich zwar vorher auch, aber durch das Stück ist es mir noch mal klarer geworden, dadurch, dass wir uns intensiv mit dem Thema beschäftigt haben.“

„Ich habe gelernt, dass, selbst wenn ein Streit entsteht unter uns, wir dennoch zusammenhalten.“

STIMMEN ZUM PROJEKT

*„Meiner Erfahrung nach ist es nicht einfach, Theaterstücke zu finden, die unsere Schüler*innen ansprechen. Solch eine positive Resonanz auf ein Theaterstück habe ich als Lehrerin das erste Mal erlebt. Die Schüler*innen der Klassen 5 und 6 hat der Besuch motiviert, in ihrem Darstellendes-Spiel-Unterricht auch tänzerische Elemente auszuprobieren. Einige Schüler*innen haben außerdem Interesse, selbst im Stadtteil an einer Theatergruppe teilzunehmen. Zwei Schüler aus Klasse 8 und 9 haben am nächsten Tag sogar berichtet, sie seien abends noch einmal in der Vorstellung gewesen …“*

Lehrerin eines Förderzentrums für emotionale und soziale Entwicklung nach dem Besuch des Stücks „Love and Action“

„Was diese Theaterarbeit so lebendig und spannend macht, ist, dass sich hier Jugendliche über ihre Lebenssituation und Erfahrungen äußern. Sie zeigt und reflektiert in gestisch zugespitzten Szenen den Alltag, die Konflikte, die Träume, Haltungen und Beziehungen von Jungen und Mädchen in ihrem Stadtteil. Und sie tut das nicht aufgesetzt theatralisch, sondern vertraut auf die Ausdrucksmittel der Jugendlichen, auf ihre Sprache, auf ihre Ästhetik, ihren Witz. Diese Theaterarbeit gibt diesen nicht nur die Möglichkeit, sich öffentlich darzustellen, sondern hilft ihnen auch, sich und die eigene Lebenssituation besser zu verstehen.“

Prof. Dr. Ingo Scheller
über das Jugendtheater Rollentausch

Partizipation als Leitgedanke

Der Schwerpunkt unserer Arbeit ist ein partizipativer Ansatz, der alle Kinder und Jugendliche, unabhängig ihres sozialen und/oder kulturellen Hintergrundes, einbezieht. Das heißt, wir bearbeiten keine fertigen Textvorlagen, sondern entwickeln in den Gruppen gemeinsam Theaterstücke zu bestimmten Themen. Die Spielleiter*innen verstehen sich dabei mehr als Moderator*innen und weniger als Regisseur*innen. So können wir gemeinsam im kulturellen Schaffensprozess an die Fähigkeiten der Einzelnen anknüpfen und neue Möglichkeitsräume öffnen – die künstlerische Arbeit verbindet sich auf diese Weise mit gruppendynamischen Prozessen. Die niederschwellige Ausrichtung, die dezentrale Verortung der Angebote und die Kooperation mit den Institutionen innerhalb der Stadtteile (Freizeitstätten, Schulen) trägt dazu bei, dass wir sehr viele Jugendliche erreichen, die sich sonst von kulturellen Angeboten eher nicht angesprochen fühlen. Ebenso konnten wir viele Kinder und Jugendliche, aber auch Institutionen dazu anregen, sich mit den Methoden der Kulturellen Bildung auseinanderzusetzen bzw. sie zu erproben.

Das Arbeiten in heterogenen Gruppen

Der gemeinsame Gruppenprozess wurde zu einem Experimentierlabor für das Aushandeln von Meinungen, Differenzen und Ideen. Kinder und Jugendliche ganz unterschiedlicher sozio-kultureller Herkunft und mit heterogenen persönlichen Voraussetzungen tauschten sich aus und arbeiteten künstlerisch miteinander. Das erforderte von den Teilnehmer*innen in vielen Situationen eine große gegenseitige Toleranz und das Aushalten anderer Meinungen, Haltungen und Möglichkeiten.

Die Methoden der Kulturellen Bildung im Allgemeinen und der Theaterpädagogik im Speziellen boten hier einen kreativen Rahmen und funktionierten als Katalysator. Die Kinder und Jugendlichen haben aus der gruppeneigenen Vielfalt geschöpft, verschiedene Meinungen und Ideen diskutiert und aus diesem Prozess heraus beeindruckende neue Elemente für Szenen, Tanzsequenzen, Musikstücke und Bühnengestaltungen erarbeitet. Auch die Gruppenleitung ist in inklusiven Prozessen auf eine besondere Art und Weise herausgefordert. Grundlegende Fragen sind z. B.: Wie halte ich diese diverse Gruppe zusammen? Und wie schaffe ich es, mit der jeweiligen Gruppe ein künstlerisches Produkt zu entwickeln, das meine Qualitätsansprüche erfüllt?

Vielfaltsensibel und reflexiv

Diese Fragen nach den Gelingensbedingungen inklusiver Kultureller Bildung sind essentiell. Die Erfahrungen mit dem Projekt MUT+ zeigen, dass es wichtig ist, die Kinder und Jugendlichen dort anzusprechen, wo sich ihr Lebensmittelpunkt befindet. An diesen Orten erreicht eine wertschätzende und auf Anerkennung der Fähigkeiten ausgerichtete Ansprache gerade auch diejenigen, die vielleicht denken „Ich kann ja gar nicht Theater spielen.“ Eine sich an den Stärken der Teilnehmer*innen orientierende Haltung schafft die Basis, Potenziale der Kinder und Jugendlichen zu entdecken, zu fördern und im besten Fall neue Fähigkeiten zu erlernen. Es ist von Beginn an wichtig den Erfolgs- und Aufführungsdruck sowohl in der Kommunikation mit den Teilnehmer*innen, als auch bei sich selbst und innerhalb des Leitungsteams nicht in den Vordergrund zu stellen.

Grundsätzlich sind bei dieser Arbeit eine selbstreflexive Haltung und starker Zusammenhalt im Leitungsteam enorm wichtig. Es ist ratsam, schwierige, aber auch gelungene Proben nachzubesprechen, um die Ziele des Projektes immer wieder mit den gegebenen Möglichkeiten abzugleichen und bei Bedarf diesen anzupassen. Unserer Erfahrung nach ist es im fortgeschrittenen Probenprozess hilfreich, die Aufführung und das jeweilige Publikum durchaus offensiv mit den Kindern und Jugendlichen zu thematisieren. Für alle Teilnehmer*innen war es immer sehr aufregend und motivierend zu wissen, dass wir

die Theaterstücke vor ihren eigenen Klassen und/oder anderen Schulen spielen würden. Der dadurch entstandene positive Druck wirkte oftmals wie ein Kitt, der die Gruppen auch in schwierigen Situationen zusammenhielt. Diese Ziele verlangten viel Engagement und die Bereitschaft, Kontoversen zügig zu klären. So halfen gemeinsame Ziele und eine selbstkritische, professionelle Leitung immer wieder dabei, Kompromisse zu schließen, sich durchzusetzen oder wenn nötig nachzugeben und Lösungen zu finden[2].

Eine positive Zwischenbilanz

Die Effekte von MUT+ waren vielfältig. Das Projekt hat sehr viele Kinder und Jugendliche erreicht. Neben den Teilnehmenden wurden ca. 6000 Kinder und Jugendliche über die Auftritte der sieben Gruppen in den Schulen und Freizeiteinrichtungen erreicht. So wurden die beteiligten Kinder und Jugendlichen insgesamt gestärkt. Die im gemeinsamen Schaffensprozess erarbeiteten Theaterstücke thematisierten wichtige gesellschaftliche Fragen (z. B. Internet, Sexualität, Miteinander leben, Mobbing, Gewalt und Liebe, Fragen nach Gut und Böse …) immer aus der Sicht der beteiligten Kinder und Jugendlichen. Dies fand großen Anklang – die Freund*innen, Mitschüler*innen, Eltern und Lehrer*innen konnten über die öffentliche Präsentation die Potenziale der Kinder und Jugendlichen erleben. Bei den Schulauftritten (vor Grundschulen, Oberschulen, Förderschulen, Integrierten Gesamtschulen) wurden die Inhalte der Aufführungen mit den Schüler*innen nachbesprochen.

Es geht weiter!

Viele der Beteiligten wollen weitermachen und es gibt zahlreiche neue Anfragen von Kindern und Jugendlichen. Auf mehreren lokalen und bundesweiten Fachtreffen wurden und werden unsere Erfahrungen mit dem Projekt MUT+ nachgefragt und diskutiert. Die Gruppen des Projektes beteiligen sich an dem zentralen Oldenburger Jugendtheaterfestival „Jugendtheatertage“ und an dem Kindertheaterfestival des Vereins Jugendkulturarbeit. Außerdem übertrugen wir das Konzept auf zwei theaterpädagogische Feriensprachcamps mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen in den Osterferien 2016, wofür wir im gleichen Jahr den Integrationspreis der Stadt Oldenburg erhielten. Zudem werden unsere südafrikanischen Kooperationspartner in Port Elizabeth (das SADRAT Institute und das Departement of Arts & Culture der Nelson Mandela Metropolitan University) die Ideen von MUT+ auf die Arbeit in den Townships der Stadt übertragen. Hierfür wurde schon ein Kooperationsvertrag auf den Weg gebracht und es fand im September 2016 das 3. Fachkräfteaustauschtreffen dazu statt (gefördert durch die Bundesarbeitsgemeinschaft Spiel und Theater).

Kooperationspartner bei MUT+ waren die Verwaltung der Stadt Oldenburg (Kulturamt, Stabsstelle Inklusion, Jugendamt und Stabsstelle Integration) und zahlreiche Partnerorganisationen innerhalb der Stadtteile (Schulen, Freizeiteinrichtungen, Bürgervereine). Diese Kooperationen werden weitergeführt, denn es ist der gemeinsame Wunsch, dass die Projektarbeit auch nach dem Auslaufen der Bundesförderung weitergehen soll. Zunächst werden wir dies mit den Zuschüssen der Stadt Oldenburg realisieren können. Perspektivisch müssen wir weitere Förderer finden, denn wir wollen die Stadtteiltheaterprojekte noch mehr in die Stadtteile hineinwachsen lassen und neue Projekte in anderen Stadtteilen initiieren.

Jörg Kowollik, Dipl.-Pädagoge mit Schwerpunkt interkulturelle Kommunikation und Beratung, ist Geschäftsleiter für die Bereiche Kulturelle Bildung und Theaterpädagogisches Zentrum im Verein Jugendkulturarbeit in Oldenburg. Darüber hinaus ist er Vorsitzender des Landesverbands Theaterpädagogik Niedersachsen und arbeitet als freier Dozent.

Weitere Informationen: www.jugendkulturarbeit.eu

PARTIZIPATION 2.0 >>
Inklusion und Jugend-Barcamps?

Es gibt zahlreiche Methoden der kulturellen Kinder- und Jugendbildung. Immanent suchen wir nach einer passenden für unser Anliegen. Altbewährte Methoden genießen bei der Wahl oft unser Vertrauen, weil wir uns sicher im Umgang mit ihnen fühlen – weil sie uns schon oft zum Erfolg gebracht haben. Nicht immer ist die Wahl von bereits Bekanntem das Schlechteste. Dennoch sollten wir uns aufgefordert fühlen, sowohl bekannte Methoden durch eine inklusive Brille zu betrachten und kritisch zu hinterfragen als auch zu schauen, welche „neuen“ Methoden uns helfen können, eine breitere Zielgruppe zu erreichen.

Mit zunehmender Digitalisierung fragen sich insbesondere Menschen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, warum sie ihre Zielgruppe nicht mehr erreichen. Dabei scheinen wir noch nie so offen gewesen zu sein für die Idee der Partizipation – der Beteiligung unserer Zielgruppen an unserer Arbeit. Und auch die Kinder und Jugendlichen wollen mitmachen, sich aktiv beteiligen und ihre unterschiedlichen Fähigkeiten einbringen. Gerade aber wenn es um das Thema Digitalisierung geht, in dem vor allem junge Menschen die Expert*innen sind, ziehen wir uns noch viel zu oft kopfschüttelnd zurück. Uns mangelt es an Verständnis, warum junge Menschen so viel Zeit mit ihrem Smartphone verbringen und wir glauben, dass sie kein Interesse mehr haben an realen Treffen. Und wir haben Angst, weil wir selbst unsicher im Umgang mit den neuen Medien sind. Täglich werden hunderte neuer Apps entwickelt, neue Programme veröffentlicht und uns fehlt oft die Zeit und das Know-how, uns diesem schnellen Wandel zu stellen.

Elektronische Partizipation, kurz E-Partizipation, bietet uns mittlerweile vielfältige neue Möglichkeiten noch mehr Men-

2 Zur Rolle und Haltung von Spielleitungen siehe Hruschka, Ole (2016): Theater machen. Eine Einführung in die theaterpädagogische Praxis. Paderborn, S. 40 – 57.

schen für unsere Anliegen zu erreichen. Von Crowdfunding-Kampagnen[3] bis hin zu Online-Votings, beispielsweise bei der Vergabe von öffentlichen Geldern wie beim Bürgerhaushalt[4], sollten wir die Chancen nutzen und uns selbst hinterfragen, welchen Beitrag wir zur E-Partizipation in unserer Arbeit leisten können. Vielfältige neue Zugänge können für Menschen geschaffen werden, die beispielsweise aufgrund physischer oder psychischer Barrieren bisher oft ausgeschlossen bleiben.

Das Barcamp als Methode

Vor diesem Hintergrund möchte ich das Barcamp als eine Methode vorstellen, mit der ich in den letzten Jahren auf drei Ebenen on- und offline meine Erfahrung gesammelt habe:

1. in der Arbeit mit Fachkräften,
2. in der Arbeit mit jungen Menschen und
3. in der ständigen Auseinandersetzung mit mir selbst und meinem Handeln.

In erster Linie ist das Barcamp eine Methode der Großgruppenmoderation, die für Tagungen, Konferenzen oder auch informellen Treffen zum Einsatz kommen kann. Das Besondere daran ist, dass ein Barcamp sowohl Online- als auch Offline-Elemente beinhaltet und demnach Menschen auf unterschiedlichen Ebenen angesprochen werden können. Es obliegt den Organisator*innen, welche digitale Tools und Programme sie nutzen, wie beispielsweise das Barcamptool[5] zur Vorbereitung und Durchführung, ein Etherpad[6] zur Dokumentation oder eine Twitterwall[7], auf welcher das Geschehen live abgebildet wird.

Genau das Spielen mit den unterschiedlichsten digitalen Möglichkeiten vor, während und nach einem Barcamp entscheidet darüber, wie barrierearm die Veranstaltung ist. Mit dem Einsatz eines Livestreams, der untertitelt und gleichzeitig in verschiedene Sprachen übersetzt werden kann, sind Barrieren des Ortes aber auch der Zeit überwindbarer. Mittels einer Chatfunktion können Online-Teilnehmende sogar aktiv das Geschehen mitbestimmen.

Doch was genau ist ein Barcamp und wie läuft das ab?

Die Organisator*innen stellen für ein Barcamp Räume und einen Internetzugang bereit, damit Menschen sich zu einem Thema treffen können. Das Ziel: sich auf Augenhöhe auszutauschen und gemeinsam Erfahrungen und Wissen zu teilen. Bei einem Barcamp werden alle Teilnehmenden als Teilgebende verstanden. Sie selbst gestalten aktiv das Programm des Barcamps und können ihre Themen, Fragen, Projekte oder Ideen vorstellen, diskutieren oder in Workshops ausprobieren. Im Gegensatz zu einer herkömmlichen Tagung verzichten die Organisator*innen auf Fachreferate oder Vorträge. Vielmehr geht das Barcamp davon aus, dass Menschen immer Expert*innen ihrer Lebenssituation sind und wenn sie sich zu einem Thema treffen, zu diesem auch etwas beizutragen haben. Das Format ist offen und partizipativ, weil alle Teilnehmenden zu Wort kommen, sich ihren Themen widmen und aktiv das Programm mitgestalten können.

Zu Beginn eines Barcamps sollte es einen kurzen Input zur Methode und zum Ablauf des Tages geben. Im Anschluss folgt

3 Eine Übersicht über Crowdfunding Möglichkeiten finden Sie unter: www.crowdfunding.de/plattformen (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
4 Vgl. hierzu www.buergerhaushalt-lichtenberg.de (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
5 Der Camper ist ein Onlinetool zur Organisation und Veröffentlichung von Barcamps in Deutschland. Weitere Informationen unter: www.barcamptools.eu (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
6 Ein Etherpad ist ein Online-Schreibdokument zum kollaborativen Arbeiten. Mit diesem ist die zeitgleiche Bearbeitung eines Dokuments von mehreren Personen möglich, z.B. www.unserpad.de (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
7 Eine Twitterwall kann kostenfrei erstellt werden z.B. auf www.tweetwally.com (letzter Zugriff am 24. Februar 2017). Sie zeigt den Nutzer*innen einen Überblick der Beiträge auf Twitter, die unter dem gewählten Hashtag gepostet werden. Sie kann beispielsweise auf einem internetfähigen Fernseher oder Computer am Rande der Veranstaltung abgebildet werden, so dass die Teilnehmenden die Postings live verfolgen können.

ZUM BEGRIFF: E-PARTIZIPATION

„e-Partizipation ist die Teilhabe von Personen an sozialen, gesellschaftlichen, kulturellen, politisch administrativen Prozessen der Entscheidungsfindung mithilfe von Informations- und Kommunikationstechnik."

Quelle
Österreichisches Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend (Hrsg.) (2008): Jugendbeteiligung und Digitale Medien. E-Partizipation in der Jugendarbeit. Wien: www.partizipation.at/fileadmin/media_data/Downloads/Zukunftsdiskurse-Studien/jugendbeteiligung_und_digitale_medien_neu.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).



die Vorstellungsrunde. Alle Teilnehmenden sind aufgefordert, sich mit ihren Vornamen und in drei Hashtags (Schlagworten) vorzustellen. Zu jedem Barcamp wird im Vorfeld schon ein gemeinsames Hashtag festgelegt. Dieses soll in allen sozialen Netzwerken genutzt werden, um alle Beiträge mittels des Schlagwortes schnell und übersichtlich wiederzufinden.

Nach der Vorstellungsrunde beginnt die moderierte Sessionplanung, das Herzstück der Veranstaltung, in welcher das Programm gemeinsam festgelegt wird. Hierzu wurden im Vorfeld von den Organisator*innen der zeitliche Rahmen sowie die Räume, die zur Verfügung stehen, in einer Art Stundenplan auf einer Pinnwand visualisiert.

Eine Session dauert in der Regel 45 Minuten und danach sind 15 Minuten Pause, um zur nächsten Session wechseln zu können. Ein Timeslot (= eine Einheit) ist demnach 60 Minuten. Je nachdem, wie viel Zeit insgesamt zur Verfügung steht und wie viele Räume genutzt werden können (mindestens drei sollten es immer sein), können unterschiedlich viele Themen eingebracht werden. Haben wir beispielsweise 3 Timeslots und 5 Räume zur Verfügung, können 15 Themen ihren Platz finden. Der*die Moderator*in sammelt die Vorschläge auf Moderationskarten und fragt jeweils das Interesse der Teilnehmenden ab. Die Interessenbekundung bedeutet jedoch nicht, dass die Menschen im Anschluss auch an dieser Session teilnehmen müssen. Sie dient vor allem zur genauen Raumplanung, denn die Räume sind oft unterschiedlich groß und variieren in ihrer Ausstattung. Nachdem alle Sessionvorschläge abgegeben worden sind, wird das Programm von den Moderator*innen zusammengestellt. Die Sessionplanung wird offline an einem frei zugänglichen Ort auf der Pinnwand ausgestellt und darüber hinaus online in einem freien Dokument im Internet veröffentlicht. Dieser Link steht den Teilnehmenden ebenso zur Verfügung wie auch denen, die sich über das Internet beteiligen wollen. Der Link zur Sessionplanung ist zentral und soll von allen Teilnehmenden in ihren sozialen Netzwerken (Webseite, Blogs, Facebook und Twitter etc.) gepostet werden. Jede*r Teilnehmende hat ganztätig den genauen Ablauf vor Augen und sieht, welche Sessions parallel laufen oder im Anschluss stattfinden.

Die Teilnehmenden selbst können entscheiden, an welchen sie teilnehmen wollen; mit Ausnahme der Sessiongeber*innen, also den Menschen, die ihren Vorschlag eingebracht haben. Sie organisieren ihre Session, entscheiden, ob es eine Moderation dafür braucht und wie der genaue Ablauf ist. Die Teilnehmenden sind nicht gezwungen, die Session bis zum Ende zu besuchen. Wenn sich beispielsweise Diskussionen anders darstellen oder der Schwerpunkt der Session doch ein anderer ist als erwartet, kann die Session jederzeit gewechselt werden.

Der Verlauf der Sessions wird gemeinsam online in einem Etherpad dokumentiert, so dass alle Teilnehmenden in Echtzeit nachvollziehen können, was in den anderen Räumen passiert und sich selbst dort einbringen können, auch wenn sie physisch an einer anderen Session teilnehmen. Diese Protokolle stehen auch im Nachgang des Barcamps allen Menschen zur Verfügung, so dass die Online Dokumentation weiter vervollständigt werden kann oder eben noch mal nachgelesen wird, was Inhalt der Session gewesen ist. Nähere Details folgen im nächsten Unterpunkt.

Im Anschluss an die Sessions finden sich alle Teilnehmenden wieder im Plenum zur Auswertung zusammen. Die Sessiongeber*innen, aber auch die Teilnehmenden sind aufgefordert,

ihre Sessioninhalte kurz wiederzugeben oder die Ergebnisse, wie kurze Videos oder Fotos, den anderen vorzustellen. Auch hier besteht kein Zwang, aber aus der Erfahrung heraus lässt sich sagen, dass nahezu alle Ergebnisse vorgestellt werden, da das gegenseitige Interesse an den unterschiedlichen Themen sehr hoch ist. Darüber hinaus stehen den Teilnehmenden im Anschluss die unterschiedlichen Online-Dokumentationen der Etherpads zur Verfügung, so dass sich hier noch mal informiert werden kann.

Zur Bedeutung des Einsatzes digitaler Instrumente

Das Besondere ist die bereits erwähnte digitale Echtzeitdokumentation der Sessions. In jedem Raum stehen den Teilnehmenden ein Beamer sowie ein Computer mit Internetzugang zur Verfügung. Ebenfalls von den Organisator*innen vorbereitet sind die jeweiligen Etherpads. Hier können die Teilnehmenden gemeinsam ihr Erlebtes festhalten. Das Etherpad mit dem jeweiligen Link ist in der Sessionplanung hinterlegt, so dass ein einfaches Zugreifen für alle Teilnehmenden möglich ist. Dank der Echtzeitdokumentation können Menschen im Raum wie auch im Nebenraum und insbesondere Online-Teilnehmende das Geschehen verfolgen und aktiv mitgestalten. Darüber hinaus bietet es sich an, bei praktischen Workshops das Erlebte mittels Fotos festzuhalten oder auch kurze Videosequenzen aufzunehmen. Für beide Formate gibt es mittlerweile eigene Soziale Netzwerke wie Instagram und Snapchat, die mit anderen verbunden werden können. Entscheidend für die digitale Verbreitung aller Links, Videos und Fotos ist die Verwendung des gemeinsamen Hashtags zur Veranstaltung.

Neben den vielen unterschiedlichen digitalen Dokumentationstools kommen bereits im Vorfeld eines Barcamps unterschiedliche Tools zum Einsatz. Wenn eine Gruppe von Menschen, die nicht am selben Ort wohnen, gemeinsam eine Veranstaltung organisiert, bieten unterschiedliche kostenfreie Tools vielfache Möglichkeiten zur gemeinsamen Veranstaltungsorganisation, z. B. Quip, Trello oder auch Google Drive. Alle Beteiligten können zeitgleich und ortsunabhängig an Dokumenten arbeiten, Texte abstimmen, To-Do-Listen erstellen und die Abarbeitung zuordnen. Auf diese Weise hat jede Person Zugriff auf den aktuellen Planungsstand.

Eine besondere Rolle bei der Ausrichtung eines Barcamps spielt die digitale Öffentlichkeitsarbeit bei der Bewerbung der Veranstaltung. Zwar setzt ein Barcamp ebenso auf traditionelle Werbematerialien wie Flyer und/oder Plakate, aber ein besonderes Augenmerk liegt bei der Bewerbung der Veranstaltung im digitalen Bereich. Das Barcamptool Camper bietet sehr übersichtlich die Möglichkeit, ein Barcamp im Vorfeld online zu veröffentlichen und diesen Link im Internet zu verbreiten. Kenntnisse, wie sie zur Erstellung einer eigenen Webseite benötigt werden, sind nicht notwendig.

Wie eingangs erwähnt, ist die Übertragung eines Barcamps per Livestreams wünschenswert, so dass möglichst viele Menschen online teilhaben und sich einbringen können. Mittels Periscope sind Livestreams heute vom Smartphone aus kostenneutral möglich. Für professionellere Veranstaltungen jedoch empfiehlt sich ein Team, welches bereits Erfahrungen mitbringt und gegebenenfalls auch die nötige Technik (Kameras etc.) bereitstellen kann.

Dies sind nur einige Beispiele für den Einsatz digitaler Instrumente. Da gerade die App-Entwicklung in einem rasanten Tempo voranschreitet, ist eine vollständige Liste aller Tools nicht verfügbar. Welche sich jedoch bisher besonders geeignet haben, kann im „Methodenset Barcamp“ nachgelesen werden (Link siehe unten).

Ist das nun inklusiv?

Partizipation und Inklusion setzen Barrierearmut voraus. Je weniger Barrieren vorhanden sind, desto mehr Menschen können beteiligt, desto mehr Zugänge geschaffen werden. Dabei spreche ich bewusst von Armut und nicht von Freiheit, denn eine Veranstaltung wie ein Barcamp ist auch immer an physische Orte gebunden – wenn auch nicht an die Zeit – und gerade Veranstaltungsorte sind in ganz Deutschland größtenteils nur in Teilen barrierearm. Zeitlich hingegen profitieren Menschen von einem Barcamp, weil sie nicht selbst vor Ort sein müssen, sondern es immer digitale Beteiligungsmöglichkeiten gibt. Besonders im ländlichen Raum birgt es Möglichkeiten, ortsungebunden an Veranstaltungen mitzuwirken, sowohl in der Vorbereitung als auch in der Durchführung, da Räume und Wege mit dem Einsatz digitaler Instrumente überbrückt werden können.

Im Mittelpunkt eines Barcamps aber steht der Ansatz, dass sich grundsätzlich jeder Mensch auf unterschiedlichen Ebenen zu einem Thema äußern kann. Beim Barcamp gibt es keine klassischen Hierarchien von Vortragenden und Zuhörenden. Jede*r wird als Expert*in wahr- und ernstgenommen. Das macht das Format besonders attraktiv und gerade für jüngere Zielgruppen interessant. Auch durch die Möglichkeit, zwischen den Sessions zu wechseln oder durch ihre Kürze unterscheiden sich Barcamps von herkömmlichen Tagungsformaten. Ihnen wohnt ein besonderer Charme inne, der nicht nur junge Menschen anspricht.

Der Einsatz digitaler Instrumente schafft einerseits eine Barriere für Menschen, die dies ablehnen, aber er bietet eben auch die Chance neue Wege zu beschreiten. Hier gilt es, sich genau zu überlegen mit welchen Instrumenten ich warum arbeiten möchte und wen ich damit erreichen kann. Oft sind junge Menschen hier den älteren einen Schritt voraus. Dies sollten wir wertschätzen und ihnen den Raum geben, ihre Erfahrungen an uns weiterzugeben. Und hier gilt es auch, die Mär zu entkräften, dass das Digitale den persönlichen Kontakt ersetzt. Dem ist nicht so. Die Menschen, und auch die jüngeren, kommen gern zusammen.

Das Barcamp in der Praxis

Die LKJ Berlin e. V. war Träger eines zweijährigen, von der Aktion Mensch geförderten Projekts „Jugendkultur bewegt – Partizi-

pation mit Kultureller Bildung“, in welchem Jugendeinrichtungen in Berlin aufgerufen waren, mit ihren Jugendlichen ein Jugendbarcamp durchzuführen. Während des Projekts konnte eine Fortbildungslücke im Feld der E-Partizipation und damit auch in der Vorbereitung und Durchführung von Jugendbarcamps festgestellt werden. Um diese zu füllen, entwickelten die Organisator*innen eine Kombischulung, in welcher Fachkräfte und Jugendliche gemeinsam an 3 Tagen sich theoretisch weiterbilden und gleichermaßen praktisch in die Methode eingeführt werden konnten. Die vier Schulungen, die deutschlandweit im Rahmen des Projektes durchgeführt werden konnten, wurden vom BMFSFJ gefördert. Entstanden ist ein Methodenset Barcamp, welches als OER (open educational resources – freie Bildungsmaterialien) zur Verfügung steht. Diese Arbeitshilfe trug maßgeblich zur Verbreitung der Methode bei, so dass fortlaufend in verschiedenen Bundesländern Erfahrungen bei der Organisation und Durchführung von Barcamps gesammelt werden.

Claudia Engelmann verantwortete die Koordination der Projekte bei der LKJ Berlin e. V. und arbeitet als freiberufliche Trainerin für die Organisation und Durchführung von Barcamps. Kontakt über www.claudia-engelmann.eu.

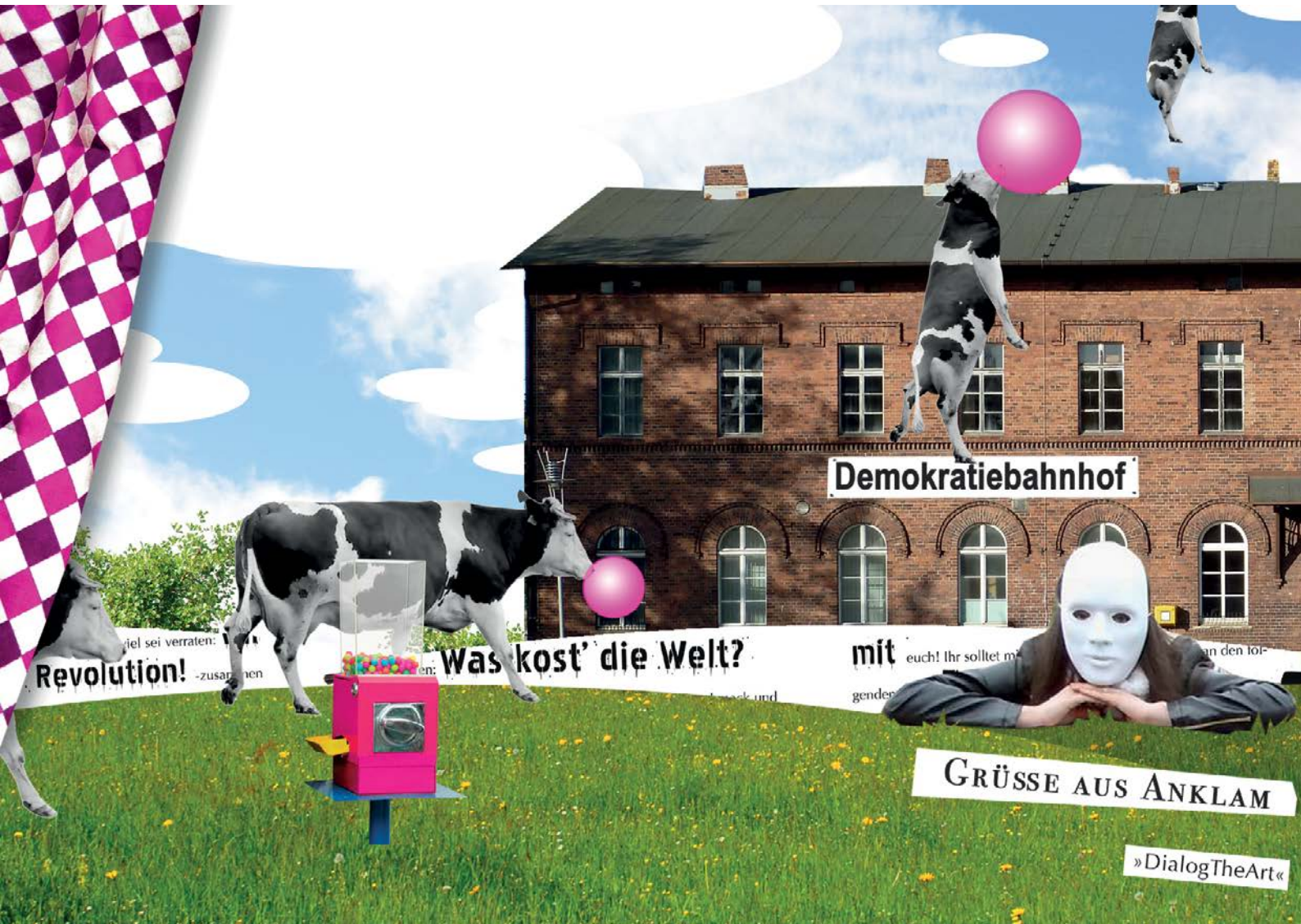
Weitere Informationen: www.jugend-bewegt-kultur.de
www.lkj-berlin.de/kombischulung-ekultur
www.lkj-berlin.de/methodenset-barcamp

LIVE-ACTION-GAMES >>
Theaterspielen im öffentlichen Raum

In der strukturarmen Kleinstadt Anklam in der Region Vorpommern wurde im Rahmen des Projekts „DialogueTheArt“ eine Theater-Jugendgruppe ins Leben gerufen. Die Gruppe gab sich selbst den Namen „Hatschiather“ und erfand gemeinsam das Format der Live-Action-Games. Das Ziel: mit konzertierten Theateraktionen den öffentlichen Raum nachhaltig beleben. Am Ende des Projektes sollte die Jugendgruppe über diese Theaterarbeit so viele Fertigkeiten erlernt haben, dass sie selbstorganisiert und -verwaltet weiterbestehen kann.

Die Anfänge – Wir sind neu hier! Wer macht mit?

Ein kleiner Artikel im örtlichen Mitteilungsblatt und etwa zehn Jugendliche melden sich bei der Kontaktadresse, kommen hochmotiviert zum ersten Treffen der neuen Theatergruppe und haben den Rucksack voller Ideen – Tagträume aller Pädagog*innen. Die Realität sieht anders aus: Wenn es gut läuft, kommen nach einigen Werbeaktionen vielleicht zwei Jugendliche. Daher sind sowohl die Kommunikationsform als auch eine gewisse Ausdauer gerade am Anfang eines Projekts absolut entscheidend. Ansagen wie: „Wir wollen ein Theaterstück einstudieren“ eignen sich z. B. nur bedingt. „Wir wollen den öffentlichen Raum mit euren Ideen kritisch hinterfragen und dazu entsprechende Theaterformate entwickeln“ ist



ähnlich schwierig. Aus der Erfahrung des Projekts hat sich daher gezeigt, dass der richtige Weg, Jugendliche zu erreichen, vor allem über eine authentische und zielgruppengerechte Kommunikation führt. In diesem Rahmen darf dann gerne experimentiert werden – egal ob bunt, laut, witzig, knallig, schön oder hässlich.

Gerade in strukturarmen Regionen, in denen den Jugendlichen keine bzw. wenige Freizeiteinrichtungen zur Verfügung stehen, ist der Kontakt über die Schulen ein wichtiger Weg, um ein neues kulturelles Angebot zu bewerben. Für unser Projekt „DialogueTheArt" waren wir regelmäßig als Zweier- oder Dreierteams in den Schulen unterwegs und besuchten in Anklam nahezu alle Klassen von der 6. bis zur 11. Jahrgangsstufe. Dort stellten wir mit Miniszenen ein paar Theatermittel vor (z. B. Freeze, Slow-Motion, Improvisation) und luden mit Flyern zu den ersten Treffen ein. Mit drei sogenannten Kick-Off-Workshops ging das Projekt schließlich los. Über die soziale Plattform facebook posteten wir parallel Ankündigungen, Filmtrailer und Fotos.

Den öffentlichen Raum erkunden

Zu jeder Stadt oder jedem Dorf gehören natürlich auch die Plätze, an denen sich die junge Generation trifft. Will man diese in Erfahrung bringen, schlendert man am besten gleich von Anfang an durch den Ort und sammelt Reaktionen. Wenn nicht gerade ein belebtes Jugendzentrum bereitsteht, wo man andocken kann, muss man eben einfach bei null anfangen und mit möglichst vielen Menschen sprechen. Das bringt beiderseitige Orientierung. Auf diese Weise lernt man Menschen kennen und begegnet ihnen von Angesicht zu Angesicht, bekommt einen Blick für die öffentlichen Plätze, man wird selbst gesehen und man wird warm mit der Umgebung, fängt an, Ideen zu spinnen. Zudem kann man beim Erkunden des öffentlichen Raumes bereits wichtige Informationen in Erfahrung bringen:

- Gibt es bereits Theatergruppen im Ort?
- Sind Kooperationen denkbar?
- Wie wird die Idee aufgenommen?
- Können wir mit Unterstützung rechnen?
- Wollen wir das gemeinsam machen?
- Wie sieht das weitere Vorgehen aus?

Den öffentlichen Raum bespielen

In der landläufigen Meinung steht man beim Theaterspielen mit einem Text in der Hand auf der Bühne, studiert eine bestimmte Rolle ein und die Regie gibt Anweisungen, wie es auszusehen hat. Theaterspielen im öffentlichen Raum funktioniert anders. Auf dem Marktplatz, im Einkaufscenter, an der Bushaltestelle oder auf dem Bahnhof – die Kulissen im öffentlichen Raum können interessanter nicht sein. Dabei werden aber keine fertigen Theaterstücke präsentiert, sondern es geht um das Theaterspiel selbst, nicht um die Show für ein Publikum. Es werden keine Karten verkauft und es wird im Vorfeld keine Werbung für eine Veranstaltung gemacht. Die Akteur*innen tauchen unvermittelt auf belebten und unbelebten Plätzen auf und beginnen einfach.

Weder das Theater noch die Öffentlichkeit sind fest definierte Begriffe, sondern Orte der Zusammenkunft und des sozialen Ereignisses. Beide werden immer wieder geschaffen von jenen, die ihnen Lebendigkeit einhauchen. Unabhängig davon, wie viel Theatererfahrung die Jugendlichen mitbringen, jede*r kann als Spieler*in in dieser Form von öffentlichen Theatern partizipieren. Der Spaß am gemeinsamen Erleben des Raumes steht hierbei im Mittelpunkt und schafft eine Gemeinschaft.

Live-Action-Games

Unter dem Begriff Live-Action-Games verstehen wir Theaterspiele, die im öffentlichen Raum stattfinden und das Potenzial besitzen, anwesendes Publikum einzubinden. Bei den Live-Action-Games führt die Interaktion und der Austausch mit bis dahin fremden Menschen zu einem besonderen Erlebnis für die jugendlichen Akteure*innen, aber auch für die Menschen, die als Zuschauer*innen kurzfristig an der Aktion teilhaben. Die Live-Action-Games sind also Theaterübung und Auftritt in einem. Teilweise werden Entscheidungen vom anwesenden Publikum getroffen und zusammen mit den Spielern*innen entsteht für bestimmte Momente eine Gruppe, eine Gemeinschaft – das Theaterspiel wird hier zu einem sozialen Ereignis. Die spielorientierten Theaterübungen im öffentlichen Raum haben dabei vielfältige positive Effekte:

- die Jugendlichen werden im öffentlichen Spiel sichtbar
- die Akteure*innen erfahren im Spiel den Schutz der Gruppe in einem quasi ungeschützten Raum
- mit den Theaterspielen können gesellschaftliche Kontexte oder Situationen verbunden werden und das Spiel erhält gesellschaftliche oder kommunale Relevanz

Ein Live-Action-Game findet immer in einem bestimmten Setting statt und schafft darin einen Rahmen, in dem verschiedene Übungen oder Spielabläufe verbunden werden können. Je nach Spielansatz, Lust und Laune der Spieler*innen können dabei Zuschauer*innen ins Spiel eingebunden werden. Eine Spielleitung fungiert dabei oft als Moderation. Die Übungen können entweder verstecktes oder offenes Theater erzeugen, improvisierte Szenen oder Choreographien hervorbringen.

Jan Holten arbeitet freiberuflich als Theaterpädagoge in Greifswald und der Region Vorpommern. Er ist Vorstandsvorsitzender des Landesverbandes Spiel und Theater MV e. V. und daneben in anderen Kultur- und Theatervereinen aktiv. Als Bühnenkünstler ist er vor allem als Vortragender bei Lesungen, als Schauspieler und als Redner bei Festveranstaltungen zu erleben.

Nähere Information zum Projekt „DialogueTheArt" und Folgeaktivitäten gibt es bei Jan Holten unter jan@stuthe.de.



VIELFALT? BLÄSER? KLASSE! >>
Methodenentwicklung für die inklusive Arbeit mit Bläserklassen

Das Modell Bläserklasse[8] ist eine erfolgreich praktizierte Variante für musikalische Bildung an Schulen, die auf Persönlichkeitsentwicklung abzielt: Zum einen werden Kinder an Musikinstrumente herangeführt und zum anderen wird ein Ensemblespiel angeboten. Über die letzten Jahre wurden auf diesem Feld musikpädagogisch ausgereifte Methoden entwickelt. Leider gibt es hier bisher nur vereinzelt Praxisbeispiele, die den Anspruch verfolgen inklusiv zu arbeiten. Die Deutsche Bläserjugend wollte diese Lücke schließen und eine verlässliche Grundlage für die inklusive Bläserklassenarbeit schaffen. Zunächst verschafften wir uns deshalb einen Überblick über die bisherige Praxis. Ausgehend von dieser Bestandsaufnahme leiteten wir schließlich Bedingungen für das Gelingen von inklusiven Bläserklassen ab. Für dieses Projekt konnten starke Partner*innen gewonnen werden.

Inklusion als ganzheitliches und nachhaltiges Ziel

Wir wollten das Thema Inklusion verstärkt in den Fokus der musikalischen Kinder- und Jugendarbeit rücken. Daher setzten wir uns zum Ziel, einen Praxisleitfaden für die inklusive musikalische Arbeit in der Bläserklasse an Schulen zu entwickeln. Er sollte Hinweise auf gute Praxis, aber auch auf Probleme und Forschungs- bzw. Handlungsbedarf geben. Das Material sollte so angelegt werden, dass es auch für weitere musikalische Projekte außerschulischer Träger*innen an Schulen nutzbar ist. Unsere Ergebnisse wollten wir zudem beim Yamaha Bläserklassenkongress sowie auf Tagungen des Verbandes thematisieren und so eine Weiterbeschäftigung mit dem Thema sowie eine Weiterentwicklung anregen.

Um dieses Ziel zu erreichen, holten wir zunächst kompetente Kooperationspartner*innen aus dem Bereich der Wissenschaft ins Boot – durch die Zusammenarbeit mit Vertreter*innen aus der Abteilung für Schulmusik der Hochschule für Musik Mainz und dem Institut für Musik der Universität Koblenz-Landau konnten wir auf eine fundierte wissenschaftliche Grundlage bauen. Darüber hinaus konnten wir als weiteren Kooperationspartner den Musikinstrumentenhersteller Yamaha Music Europe gewinnen. Parallel zu dieser Netzwerkarbeit behandelten wir das Thema Inklusion in verschiedenen Gremien und Tagungen unseres Verbandes, um erste Impulse zu setzen.

8 Die Bläserklasse ist eine besondere Form des Musikunterrichts: Während mindestens zwei Schuljahren erlernen alle Kinder im Musikunterricht ein Blasinstrument, der Klassenverbund bildet ein Blasorchester.

Methodenentwicklung

Zu Beginn des Projektes wurde ein Fragebogen zur inklusiven Bläserklassenarbeit entworfen. Darin fragten wir Erfahrungen mit inklusiver Arbeit und Rahmenbedingungen in der Praxis sowie verschiedene allgemeine Daten ab. Ziel war es, den Ist-Stand an den Schulen zu erheben. In einer zweiten Erhebungsstufe folgte eine explorative Untersuchung von Bläserklassen an Schulen, die als repräsentative Stichprobe ausgewählt wurden. Wir beobachteten die Ausbildungssituation vor Ort, führten Situationsanalysen durch und befragten beteiligte Lehrkräfte und Kinder. In der dritten Stufe schließlich arbeiteten wir Gelingensbedingungen für die inklusive Arbeit in Bläserklassen heraus.

Wie inklusiv sind Bläserklassen? Die Erhebung des IST-Zustandes

Für die Fragebogenaktion versendeten wir insgesamt 5649 E-Mails mit der Bitte um Teilnahme. Der Rücklauf lag bei 13,5 %. Von den 765 beantworteten Fragebögen konnten 538 in die Datenauswertung einfließen[9].

Mit der Studie konnten wir zeigen: die Bläserklasse ist die häufigste Form des Klassenmusizierens, gefolgt von Gesangs- und Flötenklassen. Prozentual auf die jeweiligen Musikklassen bezogen, liegt die Bläserklasse mit Schüler*innen mit sonderpädagogischem Förderbedarf im hinteren Feld (Inklusionsquote: 42,2%). Gitarren-, Keyboard- und Flötenklasse liegen jeweils mit mehr als 58% mit integrierten Schüler*innen mit Förderbedarf über dem Durchschnitt. In der Datenauswertung wurde deutlich, dass in über der Hälfte der Bläserklassen lediglich ein*e Schüler*in mit diagnostiziertem sonderpädagogischem Förderbedarf unterrichtet wird.

Vor allem Kinder mit Förderschwerpunkt Lernen finden sich in Bläserklassen (37%). Dieses Ergebnis spiegelt den prozentualen Anteil von Schüler*innen mit Förderschwerpunkt Lernen wider, der allgemein in Deutschland im Schuljahr 2013/14 festgestellt wurde. Auffällig ist außerdem, dass ein großer Teil von Schüler*innen mit Förderbedarf emotionale/soziale Entwicklung in Bläserklassen integriert wird (35%). Vergleicht man dieses Ergebnis mit der Klemm-Studie[10] (15%), ist zu hinterfragen, warum in Bläserklassen übermäßig viele Kinder mit diesem Förderschwerpunkt integriert werden (können).

Für die explorative Studie wurden vier repräsentative Schulen ausgewählt:

- die Adolf-Grimme-Gesamtschule in Goslar,
- die Integrierte Gesamtschule Ernst Bloch in Ludwigshafen-Oggersheim,
- die Elisabeth-Selbert-Gesamtschule in Bonn-Bad Godesberg
- und die 56. Oberschule Am Trachenberg in Dresden.

Hier sollte die gemeinsame Bläserklassenarbeit beobachtet und die verschiedenen Statusgruppen interviewt werden. Dabei kamen insbesondere die Kinder zu Wort.

Wie gelingt Inklusion in Bläserklassen?

Nach Auswertung der Befragungen können folgende Ergebnisse festgehalten werden: Es liegen verschiedene Inklusionsverständnisse bei den Leitungen der Bläserklassen vor. Längst nicht alle Leitungen haben ein Inklusionsverständnis im Sinne von Diversität. Leitungskräfte bezeichnen zudem schwere Mehrfachbehinderungen als besondere Herausforderungen für inklusive Arbeit.

Faktoren, die zum Gelingen beitragen:

- Faktor Schule: Wie ist die Schule ausgestattet? Welche Räume stehen für das Musizieren zur Verfügung? Wie viele Schüler*innen sind in einer Klasse? Gibt es zusätzliches Personal bzw. ein Helfer*innensystem (Eltern, externe Expert*innen, Lehrkräfte)?

- Faktor Zeit: Wie viel Zeit steht allgemein für die musikalische Förderung zur Verfügung? Gibt es einen angemessenen zeitlichen Rahmen zur individuellen Förderung? Hat die Lehrkraft entsprechend Zeit für die Vorbereitung?

- Faktor Inklusionswissen: Welches Inklusionsverständnis liegt der Arbeit zu Grunde? Sind die Beteiligten entsprechend geschult? Finden regelmäßige Reflexionen zur inklusiven Arbeit statt?

- Faktor Bläserklasse: Was für eine Ausstattung (beispielsweise in Form von Instrumenten) steht zur Verfügung? Welche Fachkompetenz bringen die Lehrkräfte mit? Gibt es zusätzliche Instrumentallehrkräfte (Kooperationen mit Musikschulen)? Ist das Curriculum an die Themen Heterogenität und Inklusion angepasst? Wie engagiert sind die einzelnen Lehrkräfte?

Sehr spannend ist, dass die Leitungen von Bläserklassen mehrheitlich bestätigten, dass ihre Inklusionserfahrung sehr positiv ist. Es kann die Unauffälligkeit von diagnostiziertem Förderbedarf in Bläserklassen festgestellt werden: Kinder mit Förderbedarf benötigen keine besondere Förderung, sie stören die Bläserklasse insgesamt nicht mehr als Kinder ohne Förderbedarf. Bläserklassenunterricht ist zudem soziales Lernen. Er trägt damit zu einem guten Klima unter den Schüler*innen bei. Zu den Unterrichtsstörungen kann festgehalten werden: Störanfälligkeiten unterscheiden sich nicht wesentlich im inklusiven Feld. Ein Rückschluss der Störungen auf Inklusion lässt sich nicht nachweisen!

9 Nur vollständig ausgefüllte Fragebögen flossen in die Auswertung ein.

10 Klemm, Klaus im Auftrag der Bertelsmann Stiftung (2015): Inklusion in Deutschland. Daten und Fakten: www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/Studie_IB_Klemm-Studie_Inklusion_2015.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Erkenntnisgewinn und Perspektiven

Aus unserem Projekt lassen sich daher folgende Thesen ableiten:

- Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf lassen sich in Bläserklassen leicht integrieren.

- Das Gelingen von Inklusion ist in entscheidendem Maße von der Qualität des Anleitens des gemeinsamen Musizierens abhängig. Die Integration von Schüler*innen mit Förderbedarf kann bei guter Anleitung relativ einfach umgesetzt werden. Sie zeigt aber bei schlechtem Anleiten sehr schnell Probleme mit Unterrichtsdisziplin oder dem Aufnehmen der vermittelten Inhalte.

- Es existiert eine Diskrepanz von deklarativem Wissen (=Faktenwissen) und Handlungswissen bei den Anleitenden. Daher erfordert Inklusion in Bläserklassen eine polyvalente Kompetenzstruktur der Lehrkraft (Kenntnisse zu Bläserklassen und Wissen zu Inklusion).

Für uns bedeuten die Projektergebnisse daher:

- Die Methode Bläserklasse kann in Bezug auf Inklusion als passend und erfolgversprechend angesehen werden. Hier können wir noch viel mehr!

- Die musikpädagogische Anleitung mit vielfältigen Methoden erscheint noch wichtiger, weil sie eine entscheidende Bedingung für das Gelingen von Inklusion darstellt. Hier gilt es weiterzumachen bei der Schulung von Ausbildenden!

- Es ist noch mehr Wissen über Inklusion nötig. Hier müssen wir uns weiter um eine flächendeckende Vermittlung bemühen!

- Es sind eine Vielzahl von kleineren und größeren Faktoren für das Gelingen von Inklusion über Musik entscheidend. Wir werden in den nächsten Schritten schauen, wo weitere Ansatzpunkte für die Arbeit des Bundesverbandes ableitbar sind.

Matthias Laurisch, Dipl.-Soziologe, ist Referent für Bildung und Jugendpolitik bei der Deutschen Bläserjugend. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Rahmenbedingungen für junges Engagement, Vereins- und Verbandsentwicklung, Jugendpolitik, Projektkoordination innerhalb der Bläserjugend und an der Bundesakademie für musikalische Jugendbildung Trossingen.

Weitere Informationen:
matthias.laurisch@deutsche-blaeserjugend.de

DEN KIEZ VERÄNDERN! >>
Partizipationsmöglichkeiten On- und Offline

Mit unserem Projekt „Orte der Vielfalt – Orte der Inklusion" sensibilisierten wir Jugendliche über einen niedrigschwelligen E-Partizipationsansatz für die Themen Integration und Inklusion. Die Jugendlichen sollten ihre Hinweise, Kritik und Bedürfnisse zu bestimmten Orten in ihrem Stadtteil über die digitale Landkarte der Plattform www.kiez-veraendern.de sichtbar machen und dazu angeregt werden, ihr lokales Umfeld – ihren Kiez – mitzugestalten. Neben dem reinen Sichtbarmachen von Orten und Ideen bestand ein weiterer Schwerpunkt in der direkten lokalen Vernetzung von Jugendlichen untereinander und mit Akteur*innen vor Ort.

Die Idee einer inklusiven Online-Plattform

Von September bis November 2015 forderten wir alle Jugendlichen im Bezirk Treptow-Köpenick auf, auf einer Online-Karte Orte der Integration und Ausgrenzung zu markieren. Hierbei wurde deutlich, dass das Thema Ausgrenzung und Integration angesichts der jüngsten Entwicklungen im Bezirk (Einrichtung von Flüchtlingsheimen, offener Rechtsextremismus) im Lebensalltag vieler jungen Menschen präsent ist. In einem nächsten Schritt fanden zur weiteren Bearbeitung der online gesammelten Einträge und Themen Ideentische und Workshops mit Jugendlichen und Multiplikator*innen statt. Die Vernetzung unterschiedlicher Akteur*innen im Bezirk befeuerte verschiedene Initiativen. Bei der Umsetzung von konkreten Maßnahmen, Projekten und Folgeaktivitäten stand unser Projektteam beratend und unterstützend zur Seite. Die Erfahrungen aus dieser Modellphase flossen in den Prozess der berlinweiten Ausweitung des Projekts ein.

Erweiterung auf Gesamtberlin

Die Plattform www.kiez-veraendern.de erweiterten wir anschließend auf alle Berliner Bezirke. Vorbereitend und begleitend zur Ausweitung des Projekts erweiterten wir auch unser Netzwerk aus Kooperationspartner*innen und Unterstützer*innen. Wir sprachen gezielt Jugendeinrichtungen, Schulen und Jugendmigrationsdienste an und informierten sie über unser Projekt. Die Kooperationspartner Jugendbund djo-Deutscher Regenbogen (DJO-Berlin), das Diakonische Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (DWBO) und das FEZ-Berlin (Kinder-, Jugend- und Familienzentrum) haben wir verstärkt in die Projektaktivitäten eingebunden. Anfang 2015 starteten wir gemeinsam mit allen wichtigen Kooperations- und Netzwerkpartner*innen mit einem Kick-Off-Workshop die berlinweite Ausweitung des Projekts. Im Rahmen des Workshops lernten die Teilnehmenden das Projekt und die Plattform kennen und tauschten sich untereinander über ihre Erfahrungen aus. So erhielt unser Projektteam von den Teilnehmenden wichtige Hinweise für die weitere Schwerpunktsetzung und die Planung von Aktivitäten.



Offline-Aktivitäten

Um Jugendliche für die Themen des Projekts vor Ort zu sensibilisieren, veranstalteten wir innerhalb der Projektlaufzeit insgesamt 12 Workshops in Schulen, Jugendfreizeiteinrichtungen und im Rahmen größerer Veranstaltungen. Gemeinsam mit den Jugendlichen tauschten wir uns hier über die Stärken und Schwächen unserer Plattform aus und erarbeiteten zusammen Verbesserungsvorschläge.

Einen Workshop richteten wir explizit für Jugendliche mit körperlichen Beeinträchtigungen und besonderen Förderbedarfen aus. Wir forderten sie auf, ihre Perspektive aus ihrem lokalen Umfeld (u. a. aus dem Blickwinkel der Barrierefreiheit) zu reflektieren und auf www.kiez-veraendern.de sichtbar zu machen. Vorausgehend nahmen wir als Projektteam an mehreren inklusiven Stadtspaziergängen teil.

Mit unseren Kooperationspartnern Amaro Foro und dem FEZ realisierten wir darüber hinaus einen Workshop für junge Geflüchtete. Mit jugendgerechten Methoden näherten sich die Teilnehmer*innen auf spielerische Art und Weise dem Thema Vielfalt und brachten ihre eigenen Erfahrungen ein.

Als weiteres Teilprojekt initiierten wir einen Wettbewerb zur Gestaltung von Veranstaltungsplakaten für das Fest: „Schöner leben ohne Nazis am Ort der Vielfalt in Marzahn-Hellersdorf". Jugendliche hatten in diesem Rahmen die Gelegenheit, sich mit dem Thema Vielfalt kreativ auseinanderzusetzen. Das Gewinnerplakat wurde als offizielles Veranstaltungsplakat gedruckt und als Postkarte verbreitet.

Für ein berlinweites Filmprojekt der LAG Medienarbeit und verschiedener Medienkompetenzzentren wurde „Vielfalt" als Thema der Film-Rallye eingebracht und in einem Workshop an teilnehmende Jugendliche vermittelt. Der entstandene Film zeigt deutlich, wie sich Kinder und Jugendliche auf künstlerische Art mit Vielfalt auseinandersetzen.

Erfahrungsaustausche ermöglichen

Über den gesamten Zeitraum war es uns ein wichtiges Anliegen, die Erfahrungen aus unserem Projekt über die Grenzen Berlins hinauszutragen. Entsprechend besuchten wir verschiedene bundesweite Veranstaltungen und nutzen diese zur überregionalen Vernetzung. Durch den aktiven Erfahrungstransfer leisteten wir einen Beitrag zur Weiterführung der Diskurse innerhalb der Themenkomplexe E-Partizipation und Inklusion, sowohl in der Stadtentwicklung als auch im Bereich der Kulturellen Bildung. Im Rahmen der Projektaktivitäten – insbesondere bei den durchgeführten Workshops – konnten wir nützliche Hinweise und Ideen für weitere Anpassungen unserer Online-Plattform in Hinblick auf die Benutzerfreundlichkeit sowie Funktionserweiterung sammeln. Darüber hinaus stellten wir das Projekt regelmäßig im Landeskoordinierungskreis „Kinder- und Jugendpartizipation in Berlin" (LaKoK) vor, um uns Feedback und Meinungen von Fachkräften einzuholen.

Im November 2015 richtete wir unter dem Titel „Online Hype – Offline Sehnsucht!" einen Fachtag mit 69 Teilnehmenden in Berlin aus. In spannenden Vorträgen aus Wissenschaft und Praxis wurden Forschungsergebnisse und Projekterfahrungen zu Beteiligungspotenzialen Jugendlicher präsentiert. In sogenannten Spotlights traten die Teilnehmenden in den direkten Austausch mit Praxisprojekten. In insgesamt sechs Workshops wurden Fragestellungen rund um die Themen Diversity und E-Partizipation bearbeitet. Den Abschluss bildete eine Podiumsdiskussion mit Expert*innen aus verschiedenen Einrichtungen des Feldes.

Online oder offline? Die Mischung macht es!

Im Laufe des Projekts ist es uns gelungen, Jugendliche für die Themen Vielfalt und Ausgrenzung zu sensibilisieren. Wir animierten sie, Orte, eigene Projekte und Ideen über die Plattform www.kiez-veraendern.de sichtbar zu machen. Diese Kernfunktion der Plattform stellte sich in der Arbeit mit Jugendlichen als zielgruppengerecht und leicht verständlich heraus. Durch den Verzicht auf eine verpflichtende Registrierung für das Erstellen von Einträgen ist eine Partizipation sehr niedrigschwellig umzusetzen. Eine Beteiligung an der Plattform ist auch durch die Signalisierung von Zustimmung für Vorschläge in Form von „Likes" und das Benutzen der Kommentarfunktion möglich. Insgesamt wurden auf der Plattform knapp 180 Ideen und Orte eingetragen, die teils starke Zustimmung erfahren haben und oft auch Anlass für Diskussionen auf der Plattform waren.

Die Interaktionspotenziale konnten allerdings nicht immer ausgeschöpft werden. Durch den Verzicht auf eine Registrierung bzw. fehlende Kontaktdaten war es schwierig, im Anschluss an die initiale Aktion (Erstellen von Einträgen oder Kommentaren) mit den Jugendlichen in Kontakt zu treten. So war es nicht möglich, ihnen über die direkten Antworten in Form von Moderatorenkommentaren hinaus Feedback zu geben oder sie bei der konkreten Umsetzung von Ideen zu unterstützen. Demnach zeigte sich: Die Vorteile des niedrigschwelligen Angebots stellten eine Herausforderung in Bezug auf eine nachhaltige Beteiligung dar.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen entwickelten wir im Projekt Ideen und Konzepte zur Optimierung der Benutzerinteraktion, die nun für folgende oder ähnliche Vorhaben zur Verfügung stehen.

Darüber hinaus zeigte das Projekt, dass lokal-orientierte Online-Beteiligung immer durch Offline-Aktivitäten gestützt werden muss. Diese Überlegung spiegelt sich auch im Titel unserer Abschlusstagung wider: „Online Hype – Offline Sehnsucht".

Es stellte sich heraus, dass besonders der direkte Austausch mit Jugendliche in Form von Workshops am besten geeignet war, um für die Themen Vielfalt und Inklusion zu sensibilisieren. Als besonders spannend erwies sich dabei der Ansatz, eine Kombination aus Kiezerkundung, Offline-Workshop und Online-Dokumentation anzubieten, wie wir es im Rahmen der Zusammenarbeit mit einer inklusiven Jugendfreizeiteinrichtung modellhaft erprobten. Weiterhin zeigte sich, dass medienfokussierte Aktivitäten, wie unser Plakatwettbewerb und unser Filmprojekt, sich besonders gut eignen, um eine intensive Auseinandersetzung mit den Projektthemen anzuregen.

Entscheidend für den Erfolg von E-Partizipations-Vorhaben wie unserer Plattform sind auch Abstimmungen mit politischen und/oder administrativen Entscheidungsträger*innen. Können die auf der Plattform angeregten Ideen und Projekte tatsächlich in die Tat umgesetzt werden? Und wenn ja, in welchem Umfang? Hier braucht es konkrete Ansprechpartner*innen im Bereich Politik und Verwaltung, die die Impulse der Jugendlichen aufgreifen und zeitnah und zielgruppengerecht beantworten und weiter bearbeiten. Besonders wichtig ist es, die kommunalen Entscheidungsprozesse gegenüber der Zielgruppe von Anfang an transparent zu machen, um den Jugendlichen die Möglichkeiten und die Grenzen des jeweiligen Vorhabens aufzuzeigen: Was passiert konkret mit den eigenen Ideen und Anregungen? Eine solche Transparenz erzeugt einerseits Sicherheit beim Nutzer und erhöht damit die Chance der Beteiligung, andererseits kann sie der Enttäuschung durch falsche Erwartungen vorbeugen.

Perspektiven

Für potenzielle Nachahmer-Projekte möchten wir an dieser Stelle unsere zentralen Erkenntnisse aus dem Projekt noch einmal in aller Kürze zusammenfassen:

- Es zeigte sich, dass ein intensives Verweben von Offline-Aktivitäten, wie Kiezerkundungen und Workshops, und Online-Aktivitäten der beste Ansatz ist. Durch diese Verbindung
  wird die Wirksamkeit und Reichweite von Offline-Aktivitäten erhöht, Online-Aktivitäten werden gleichzeitig verstärkt angeregt.

- Bei der Entwicklung von Online-Beteiligungswerkzeugen gilt es, eine gute Balance zwischen Niedrigschwelligkeit und Nachhaltigkeit zu finden. Idealerweise plant man mehrere Entwicklungsschleifen und lässt konkrete Erfahrungen aus der gemeinsamen Nutzung der Plattform mit Jugendlichen (bspw. im Rahmen von Workshops) in die Weiterentwicklung einfließen.

- Es empfiehlt sich der Aufbau eines möglichst breiten Netzwerks aus verschiedenen Ansprechpartner*innen und Unterstützer*innen von sozialen Trägern, Politik und Verwaltung, um die Nachhaltigkeit der initiierten Beteiligung zu sichern.

Als konkrete Perspektive für Folgevorhaben empfiehlt sich vor dem Hintergrund der Erfahrungen des Projekts insbesondere die Weiterentwicklung von konkreten Formaten, die Offline-Aktivitäten mit Online-Werkzeugen zusammenbringen und dabei den Lebensraum Stadt direkt mit einbeziehen. Ganz konkret könnte dies bedeuten, die im Projekt erprobte Kombination aus Kiezerkundung, Workshop und Onlinetool-Nutzung weiterzuentwickeln, für verschiedene Zielgruppen und Fragestellungen anzupassen und als konkretes Werkzeug für lebensraumbezogene Kinder- und Jugendbeteiligungsprozesse in der Stadtentwicklung zu etablieren.

Stiftung SPI – Drehscheibe Kinder- und Jugendpolitik Berlin

Weitere Informationen:
www.mitbestimmen-in-berlin.de/info-material/vielfalt

MOBILES THEATER ALS DISKURSORT IM ÖFFENTLICHEN RAUM?

Die Treberhilfe Dresden e. V. ist im Bereich der mobilen und offenen Kinder- und Jugendhilfe tätig. Unser Verein bietet (jungen) Menschen in besonderen Lebenslagen Beratung und Begleitung und entwickelt präventive Maßnahmen. Im Projekt ALL INCL. Straßentheater führten wir theaterpädagogische Angebote mit verschiedenen Gruppen und in unterschiedlichen Settings durch. Inhaltlich und methodisch orientierten wir uns dabei an dem Konzept des Forumtheaters, der zentralen Methode des Theaters der Unterdrückten, entwickelt von Augusto Boal[11].

Die Methode Forumtheater

Der Begriff Forumtheater bezeichnet eine Mischform aus Vorführ- und Mitspieltheater. Hierbei wird zunächst eine sogenannte Forumszene, in der ein zentrales soziales oder gesellschaftliches Problem behandelt wird, vorgespielt. Eine Spielleitung („Joker") moderiert das Geschehene und leitet im Anschluss die Interaktionen mit dem Publikum ein. Das Ziel: über gemeinsame Diskussionen und Interaktionen alternative Lösungsansätze für das Problem erkunden. Analog zu dieser Methode haben wir zusammen mit den Teilnehmer*innen geschaut: Welche gesellschaftspolitische Problemlagen herrschen vor? Wie lassen sich diese szenisch darstellen? Und wie funktioniert das Zusammenspiel mit dem Publikum?

ALL INCL. – Die Umsetzung in die Praxis

In unserem Projekt motivierten wir die Teilnehmer*innen, für ihre lebensweltbezogenen Erfahrungen einen ästhetischen Ausdruck zu finden. Dabei thematisierten und nutzten wir die Ressourcen und die Diversität aller Teilnehmer*innen, die sowohl individuelle als auch gesellschaftspolitische Themen in die Theaterarbeit einbrachten. Ein zentraler Bestandteil des Projektkonzeptes war eine öffentliche Präsentation der eigenen Ideen und Positionen. Sie bot Gelegenheit, mit dem Publikum zu diskutieren, neue Ideen zu schmieden und Veränderungen anzuregen.

Über den gesamten Zeitraum begleitete eine Sozialpädagogin das Projektgeschehen. Die künstlerische Arbeit mit den Teilnehmer*innen wurde von Theater- und Zirkuspädagog*innen angeleitet und betreut. Gemäß den Prinzipen der offenen Kinder- und Jugendarbeit arbeiteten wir stets freiwillig, akzeptierend, lebensweltorientiert, flexibel, aktivierend und kostenfrei.

Zwischen Theorie und Praxis

Im Folgenden möchten wir gerne einige unserer durchgeführten Projekte kurz vorstellen und anhand dieser Beispiele die Gelingensbedingungen und besonderen Herausforderungen speziell für die offene Kinder- und Jugendarbeit reflektieren. Wie funktioniert der Einsatz der Methode Forumtheater? Wo liegen in unserem Feld die Chancen der theaterpädagogischen Arbeit? Wo befinden sich Hürden bzw. Grenzen?

Mobile Theateraktionen in der Streetwork und am Vereinsbus „Jumbo"

Im Kontext der Streetwork unseres Vereins sowie an unserem mobilen Vereinsbus „Jumbo" führten wir verschiedene öffentliche Theateraktionen durch. Nach der Methode des Forumtheaters beleuchteten wir mit den Teilnehmer*innen gesellschaftspolitische Problemlagen in so genannten „Theaterspots" und diskutierten diese mit dem Publikum.

Die Umsetzung dieser Theaterspots gelang jedoch nur schwerlich und in geringem Umfang. Es zeigte sich, dass die Methodik zum einen einer kontinuierlichen Begleitung und zum anderen stabiler sozialer Beziehungen zwischen den durchführenden Fachkräften und den Teilnehmer*innen bedarf. Eine kontinuierliche projektbezogene Arbeit ist im Rahmen der Streetwork erschwert, da hier die Kontaktzeiten flexibel sind. Zudem gestaltet sich auch die Motivation zur Theaterarbeit in der Streetwork als eine besondere Herausforderung: Da unsere Adressat*innen sich in der Regel nicht in stabilen Lebenssituationen befinden, haben aktuelle persönliche Themen und Problemlagen meist Vorrang vor Zusatzangeboten der Kulturellen Bildung. Diese grundlegenden Bedingungen sind bei der offenen Kinder- und Jugendarbeit immer zu reflektieren.

SommerTheaterWerkstatt

Unsere SommerTheaterWerkstatt fand als einwöchiges Ferienangebot für Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis 14 Jahren statt. Unter dem Motto „Suchst du mit uns: Inseln in der Stadt?" erkundeten die Teilnehmer*innen ihre persönlichen Inseln und Wohlfühlorte und entwickelten in der Gruppe ein eigenes Theaterstück, das sie am Ende der Woche aufführten.

Im Projektverlauf trennten wir uns inhaltlich von den Erkundungen im Stadtteil und fokussierten stattdessen auf die Suche nach den persönlichen Inseln der Kinder im Sinne von Wohlfühl- und Rückzugsorten. Dabei erarbeiteten wir gemeinsam mit den Teilnehmer*innen Konflikte aus ihrem Leben mit Hilfe der Methode des Forumtheaters. Zusammen betrachteten wir bisherige Lösungsversuche und suchten nach neuen Ansätzen und Alternativen. Anschließend inszenierten die Teilnehmer*innen ihre persönlichen Inseln künstlerisch.

Theater- und Filmwerkstätten im Kinder- und Jugendhaus Dresden-Gorbitz „Juchten"

In Kooperation mit dem Kinder- und Jugendhaus „Juchten" des Stadtjugendrings Dresden e. V. boten wir Theater- und Filmwerkstätten für Jugendliche an. Inhaltlich orientierten sich diese an den Interessen, Talenten und Bedürfnissen der Beteiligten. Die Teilnahme am Projekt konnten sich die Teilnehmer*innen bei der Jugendgerichtshilfe als Arbeitsstunden

11 Boal (1989): Theater der Unterdrückten. Übungen und Spiele für Schauspieler und Nicht-Schauspieler. Frankfurt am Main.

anrechnen lassen. Als Ergebnis entstand in der Filmwerkstatt ein Kurzfilm, in dem die Jugendlichen ihre Freizeitaktivitäten im Kinder- und Jugendhaus dokumentierten.

In der Projektdurchführung zeigte sich eine hohe Relevanz der Beziehungsarbeit. Wir entschieden uns, in den direkten Kontakt zu den Jugendlichen zu treten: Ausgestattet mit einer Kamera, gesellten wir uns mitten ins Geschehen. Wir unterhielten uns mit den Jugendlichen und eruierten, ob Interesse am Filmprojekt besteht. Dieser Zugang erwies sich für dieses Projekt als geeignet, da durch den Kontakt vor Ort die Zugangsbarrieren minimiert wurden.

Schlussfolgerungen und Perspektiven

Mit unseren vielfältigen Teilprojekten haben wir die individuelle Stärkung der Teilnehmenden in Persönlichkeits-, Sozial- und Kreativkompetenzen gefördert und gruppendynamische Prozesse aktiv begleitet und gestaltet. Den Teilnehmenden boten wir einen Raum zur Auseinandersetzung mit individuellen, sozialen und gesellschaftlichen Themen.

In der Verknüpfung von theater- und sozialpädagogischer Arbeit sehen wir großes Potenzial für die Bearbeitung lebensweltorientierter Themen und echte Beteiligungsmöglichkeit für junge Menschen.

Die Methode des Forumtheaters lernten wir als wertvolles Mittel zur Darstellung und Bearbeitung von individuellen Situationen und Konflikten schätzen. Dennoch zeigte sich deutlich: Eine erfolgreiche Umsetzung ist nur in Verbindung mit kontinuierlicher und gelingender Beziehungsarbeit möglich. Viele Settings, z. B. mobile Theateraktionen brauchen zusätzlich kurzweiligere Methoden. Deshalb erweiterten wir die Methode des Forumtheaters und passten sie an die jeweilige Zielgruppe und das Setting an. Wir behielten die Lebensweltorientierung der Themen bei und rückten die Stärken der Teilnehmer*innen gezielt in den Vordergrund.

Peggy Schramm, Treberhilfe Dresden e. V.

Luisa Neumann, Treberhilfe Dresden e. V.

INKLUSIONS-CHECK: WIE OFFEN SIND UNSERE ANGEBOTE UND METHODEN?

Alle Kinder und Jugendliche haben das Recht auf Kulturelle Bildung. Damit niemand von einem Angebot ausgeschlossen wird, sollte Offenheit ein grundlegendes Prinzip unserer Arbeit sein. Wie offen unsere Angebote und auch Methoden in der Praxis sind, müssen wir sowohl bei der Konzeption als auch bei der Durchführung und Methodenauswahl reflektieren. Das bedeutet, den Mut zu haben, das eigene Angebot aus neuen Blickwinkeln zu betrachten und kritisch zu überprüfen:

1. Fühlen sich neue Kinder und Jugendliche bei uns willkommen?
2. Grenzen wir jemanden aus? Haben wir Ideen, wie wir das ändern können?
3. Widmen wir allen Kindern und Jugendlichen und ihren Bedürfnissen angemessene Zeit?
4. Sind unsere Methoden auf die Teilhabe von Kindern und Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft, Erfahrungen, Leistungen und Beeinträchtigungen ausgerichtet?
5. Trauen wir jede*r – unabhängig von Begabung, Beeinträchtigung oder Alter – zu, dass er*sie wichtige Dinge zum Projekt beitragen kann?
6. Können die Kinder und Jugendlichen darauf vertrauen, dass wir mit ihren Schwierigkeiten konstruktiv umgehen?



3 HALTUNG_FINDEN >>
Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit

SPRACHBARRIEREN ABBAUEN >>
Leichte und einfache Sprache

Notwendigkeit der Leichten Sprache

Sprache ist in unserem Leben allgegenwärtig. Die meisten Menschen nutzen und benutzen sie jeden Tag ganz selbstverständlich, vielfach unbewusst, meist beiläufig. So wie beim Lesen dieses Textes. Doch was für die einen „normal" ist, ist für andere eine unüberwindbare Hürde, die sie von der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und alltäglichen Abläufen ausschließt. Weil Sätze zu verschachtelt, Wörter zu kompliziert und Sinnzusammenhänge zu unübersichtlich formuliert sind, um sie zu verstehen.

Leichte Sprache ist eine Sprachform, die möglichst viele dieser Sprachbarrieren abbauen und möglichst viele Menschen erreichen möchte. Sie unterstützt Menschen darin, selbstbestimmt zu leben, indem sie ihnen gleichberechtigt Zugang zu Informationen gewährt – ohne dass sie dabei auf die Hilfe anderer angewiesen sind. Leichte Sprache ist damit Teil jedes inklusiven Prozesses, sie ermöglicht Teilhabe und Partizipation an gesellschaftlichem Leben.

Seit 2008 die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) in Kraft getreten ist, erfährt die Leichte Sprache in Deutschland erhöhte Aufmerksamkeit. Sichtbar wird das daran, dass immer mehr Internetseiten, Bücher, Broschüren etc. in Leichte Sprache übersetzt oder von vornherein in einfacher Sprache verfasst werden. Die Einrichtungen des Bundes müssen, so sieht es die UN-BRK vor, ihre Online-Angebote in Leichter Sprache vorhalten, ab 2018 sind auch Behörden gesetzlich dazu verpflichtet, ihre Bescheide in Leichter Sprache herauszugeben.

Unterschiedliche Lesebedürfnisse konstruierter Gruppen

Leichte und einfache Sprache sind zwei unterschiedliche Sprachformen mit unterschiedlichen Zielgruppen (siehe „Zum Begriff: Leichte und einfache Sprache"). Unter dem Aspekt der Machbarkeit ist es für eine Institution meist ausgeschlossen, all ihre Texte in allen verschiedenen, den jeweiligen Lesebedürfnissen angepassten Sprachformen vorzuhalten. Deshalb wird in der Praxis – vor allem, wenn die Zielgruppe sehr heterogen ist – häufig eine einzige Version, und zwar in Leichter Sprache, zur Verfügung gestellt, weil diese als einzige für alle verständlich ist. Deshalb wird oft davon gesprochen, dass auch Menschen von Leichter Sprache profitieren, die nicht zu den Primär-Adressat*innen gehören. Dazu gehören z. B.:

- alte Menschen (die beispielsweise nicht mehr so gut sehen können);
- Menschen, die (noch) nicht so gut Deutsch sprechen (z. B. Menschen, die aus anderen Ländern nach Deutschland kommen);
- Menschen, deren kognitive, emotionale oder soziale Fähigkeiten eingeschränkt sind oder die eine seelische Krankheit haben (wie z. B. Demenz oder Depression);
- gehörlose und taube Menschen (die andere Bedürfnisse an Schriftsprache haben als hörende Menschen)
- Menschen, die nicht gut lesen und/oder schreiben können (z. B. funktionale Analphabet*innen).

So unterschiedlich diese Menschen, so unterschiedlich sind auch ihre kognitiven Fähigkeiten. Zu den kognitiven Fähigkeiten eines Menschen zählen u. a. die Wahrnehmung, die Aufmerksamkeit, die Erinnerung, das Lernen, das Problemlösen, die Kreativität, die Argumentation und einige mehr. Häufig wird unterstellt, dass die kognitiven Fähigkeiten eines Menschen, der auf Leichte oder einfache Sprache angewiesen ist, per se eher gering ausgeprägt seien und er*sie dem jeweiligen Kultur-Angebot dann inhaltlich nicht folgen könne. Dieser Schluss ist selbstverständlich falsch: Von der Lesekompetenz lässt sich nicht ableiten, welche sonstigen und damit auch welche kognitiven Fähigkeiten ein Mensch hat.

Die Lesebedürfnisse verschiedener Menschen (und auch konstruierter Gruppen von Menschen, vgl. „die Gehörlosen", „die Menschen mit Trisomie 21", „die Kinder") sind natürlich trotzdem sehr unterschiedlich. So hat z. B. eine Frau mit einer Lese-Rechtschreib-Schwäche wahrscheinlich andere Anforderungen an Schriftsprache als ein arabischer Muttersprachler, der erst im Erwachsenenalter Deutsch lernt, als wiederum eine Person, die von Geburt an gehörlos ist. Auf diese unterschiedlichen Lesebedürfnisse geht einfache Sprache ein (siehe „Zum Begriff: Leichte und einfache Sprache"). Eine Institution kann sich also überlegen: An wen genau richtet sich ein ganz bestimmtes (Teil-)Angebot? Und wie kann und muss es deshalb sprachlich ausgestaltet und angekündigt werden, um diese Zielgruppe tatsächlich zu erreichen?

ZUM BEGRIFF: LEICHTE SPRACHE

Leichte Sprache kommt aus der Behindertenselbsthilfe und richtet sich primär an Menschen mit Lernschwierigkeiten. Sie ist die leichteste Sprachform, die möglich ist (Sprachniveau A1). Für Leichte Sprache gibt es eigene Regeln, u.a. vom Netzwerk Leichte Sprache. Sie machen Vorschriften auf sprachlicher, rechtschreiblicher und Inhaltsebene, geben Anweisungen zu Typografie und Layout sowie zur Verwendung von Bildern. Die wichtigsten Regeln für Leichte Sprache: keine Fremdwörter; kurze Sätze (max. 8 Wörter); große, klare Schrift; Trennung von langen Wörtern (z.B. Bundes-Kanzlerin, mit-bestimmen); viele Beispiele; Vermeidung von Passiv-Konstruktionen, Konjunktiv, Genitiv und Verneinung. Damit weicht die Leichte Sprache häufig von den Regeln der deutschen Hochsprache ab.
Leichte Sprache ist immer ein Zusatzangebot, sie ersetzt den Text in schwerer Sprache nicht. Texte in Leichter Sprache werden von Menschen mit Lernschwierigkeiten auf Verständlichkeit geprüft.

Beispiel:

Lassen Sie den Text
immer prüfen.
Ist der Text
für Menschen
mit Lern-Schwierigkeiten?
Dann lassen Sie den Text
von diesen Menschen prüfen.

(Beispiel aus: Netzwerk Leichte Sprache (Hrsg.): Regeln für Leichte Sprache: www.leichtesprache.org/images/Regeln_Leichte_Sprache.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017))

ZUM BEGRIFF: EINFACHE SPRACHE

Einfache Sprache ist komplexer als Leichte Sprache: Die Sätze sind länger, es dürfen auch schwierigere Wörter verwendet werden. Trotzdem werden Fachausdrücke vermieden und eine sehr klare, einfache Textstruktur angestrebt. Für einfache Sprache gibt es keine Regeln, der Grad der Einfachheit richtet sich immer nach der Zielgruppe. Deshalb gibt es nicht „die eine“ einfache Sprache.
Einfache Sprache ist seltener ein Zusatzangebot, meistens ersetzt sie den Text in schwerer Sprache.

Beispiel:

Gestaltung des Textes

Der Text sieht übersichtlich aus.
Denn ein unübersichtlicher
Artikel lädt nicht zum Lesen ein.
Unsere Texte sind
verhältnismäßig kurz.
Sie sind in deutliche Absätze
unterteilt. Die Schrift ist größer
als in ‚normalen’ Texten.

(Beispiel von: Spaß am Lesen Verlag: www.spassamlesenverlag.de/cms/website.php?id=/de/index/derverlag/einfachesprache.htm (letzter Zugriff am 24. Februar 2017))

HINWEIS
Am Ende der vorliegenden Arbeitshilfe finden Sie die Broschüre „Was ist Kulturelle Bildung?“ (Anhang S. 1) in einfacher Sprache.

Vorteile für Einrichtungen der Kulturellen Bildung

Kulturelle Einrichtungen und Institutionen stehen vor der individuellen Entscheidung, ihre Angebote auch – nicht einzig! – in Leichter oder einfacher Sprache bereitzustellen. Im Entscheidungsprozess wird oft bezweifelt, dass ein „reduziertes“ Sprachangebot in diesem gesellschaftlichen Bereich wirklich notwendig ist, zugespitzt formuliert etwa: „Wir machen schließlich Kultur – unsere Zielgruppe braucht keine Leichte Sprache“. Hier lohnt ein Blick in die Leo-Studie[1], die 2011 von der Universität Hamburg im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) durchgeführt wurde. Die Studie untersuchte die Literalität (Lese- und Schreibfähigkeit) der deutsch sprechenden erwachsenen Bevölkerung zwischen 18 und 64 Jahren[2]. Das Ergebnis: 15 Prozent der untersuchten Personengruppe sind funktionale Analphabet*innen. Weitere fast 26 Prozent haben große Schwierigkeiten beim Lesen und Schreiben von Texten. Zusammengenommen stellen diese beiden

1 Grotlüschen, Anke/Riekmann, Wiebke (2011): leo. – Level-One Studie. Presseheft. Universität Hamburg, Hamburg.

2 Kinder, Jugendliche und Menschen über 64 Jahre sind in dieser Studie nicht berücksichtigt.

Personengruppen in Deutschland rund 20 Millionen Menschen[3] dar. Die gesellschaftliche Relevanz der Leichten und einfachen Sprache ist also hoch und geht weit über die Zahl der Menschen mit Lernschwierigkeiten hinaus.

Außerdem ist zu beobachten: Unabhängig von kognitiver Fähigkeit und Lesebedürfnis machen es sich Nutzer*innen gern leicht: Museumspädagog*innen berichten, dass erwachsene Ausstellungsbesucher*innen gern zum Begleitheft für Kinder[4] greifen; das niedersächsische Justizministerium bot eine Broschüre zum Erbrecht in Leichter Sprache an, deren Auflage von 30.000 Stück nach vier Monaten vergriffen war[5].

Es wird deutlich: Mit der Vereinfachung von Sprache werden nicht nur neue Zielgruppen angesprochen („Da wird auf meine Lese-Bedürfnisse eingegangen, die meinen also mich, da bin ich willkommen"); auch Menschen, die schon jetzt zur Besuchsgruppe einer Einrichtung gehören, wird der Zugang erleichtert.

Gerade im Bereich Kultur und Kulturelle Bildung, in dem es um die Verhandlung von gesellschaftlichen Themen und die Wahrnehmung von Welt(geschehen) geht, demonstriert eine Einrichtung mit der Verwendung von zielgruppenorientierter Sprache: Wir haben alle im Blick und beschränken uns nicht nur auf einen bestimmten Teil der Gesellschaft. Sie profitiert mit dem Erreichen neuer Zielgruppen darüber hinaus von neuen, bisher unbekannten oder wenig vertretenen Sichtweisen und Erlebniswelten. Diese können in die eigene Arbeit einfließen und damit wiederum dem Publikum zugänglich gemacht werden.

Außerdem wird bei der sprachlichen Vereinfachung eine bewusste, intensive Auseinandersetzung mit eigenen Inhalten notwendig. In Leichter Sprache ist kein Verstecken hinter Sprache durch Worthülsen, Floskeln und Metaphern möglich. Das führt zu einem Klärungsprozess im Team: Was meinen wir eigentlich mit dem, was wir schreiben, sagen und nach außen kommunizieren? Was bedeuten Begriffe wie z.B. „Selbstwirksamkeit", „Persönlichkeitsbildung" oder „Prozessbegleitung" für uns ganz konkret?

Übersetzung

Nicht bei jedem Text ergibt eine Übersetzung in Leichte Sprache Sinn. Das ist beispielsweise dann der Fall, wenn damit nur scheinbar gleichberechtigte Teilhabe, wie sie die UN-BRK vorsieht, ermöglicht wird. Ein Beispiel: Bei der Überarbeitung des Online-Bewerbungsportals für die Jugendfreiwilligendienste des Trägerverbunds Freiwilligendienste Kultur und Bildung zeigte sich: Eine Übersetzung des Bewerbungsformulars und der begleitenden Erklärtexte in Leichte Sprache hätte dem Gedanken der Leichten Sprache widersprochen. Denn: Das an den Bewerbungsbogen anschließende Bewerbungsverfahren ist (noch) zu komplex, als dass es von allen Menschen gleichberechtigt und ohne Hilfe Dritter durchlaufen werden könnte. In solchen Fällen müssen, ganz im Sinne der Inklusion, alternative Prozesse angeboten werden (wie in diesem Fall etwa die Möglichkeit, sich direkt telefonisch oder persönlich zu bewerben), um bei der Zielgruppe keine falschen Erwartungen zu wecken. Gleichzeitig ist es umso wichtiger, dieses Vorgehen dann auch transparent zu machen, indem mit einem Text in Leichter Sprache auf diese alternative Möglichkeit hingewiesen wird[6].

Das bedeutet nicht, dass grundsätzlich nur jene Texte eine Übersetzung erfahren sollten, die sich auch inhaltlich nur an die Zielgruppe von Leichter Sprache richten. Die Entscheidung, welche Informationen eines Textes (resp. einer Internetseite oder eines sonstigen Angebots) für diese Zielgruppe „relevant", „zumutbar" oder „überhaupt verständlich" sind, ist ein schmaler Grat zwischen Unterstützung und Bevormundung. Vor allem,

3 Diese Zahl wird von Kritiker*innen immer wieder angezweifelt. In der Einleitung der Studie schreiben die beiden Autorinnen: „Die Berechnungen wurden so angelegt, dass das Phänomen [funktionaler Analphabetismus, Anm. v. C.H.] auf keinen Fall überschätzt wird, sondern schlimmstenfalls etwas unterschätzt berichtet wird." Wichtig ist hier auch die Unterscheidung zwischen den Begriffen „profitieren von" und „angewiesen auf" (siehe Abschnitt „Unterschiedliche Lesebedürfnisse konstruierter Gruppen").

4 Kindersprache und Leichte Sprache sind nicht dasselbe! Diese beiden Sprachformen unterscheiden sich grundsätzlich voneinander (siehe dazu Kellermann, Gudrun (2014): „Leichte und Einfache Sprache – Versuch einer Definition". In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 64. Jg., Heft 9-11/2014, 7-10.); das Beispiel dient zur Verdeutlichung, dass Menschen gerne einfache Texte lesen.

5 vgl. Interview mit Christiane Maaß: www.uni-hildesheim.de/en/leichtesprache/in-the-press/artikel/artikel/sprache-und-justiz-kurze-saetze-vertraute-woerter (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

6 Bewerbungsbogen und Erklärtexte wurden in einfacher Sprache verfasst.

ZUM WEITERLESEN

- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2014): Leichte Sprache. Ein Ratgeber: www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a752-ratgeber-leichte-sprache.pdf;jsessionid=D3C6701D422F5C582327E24DF5DBCD35?__blob=publicationFile&v=2 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) (2014): „Leichte und einfache Sprache" (Aus Politik und Zeitgeschichte. 64. Jg., Heft 9-11): www.bpb.de/apuz/179337/leichte-und-einfache-sprache (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
- Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e. V. (Hrsg.) (2008). Das neue Wörterbuch für Leichte Sprache. Kassel.
- Rüstow, Nadine. Leichte Sprache – Wie geht das? Methodische Ansätze für Texte bei erwachsenenpädagogischen Angeboten für Menschen mit Lernschwierigkeiten. In: Erwachsenenbildung und Behinderung 22 (2011) Heft 2, S. 3-14
- Regeln und Schulungen für Leichte Sprache. In: Netzwerk Leichte Sprache: www.leichtesprache.org (letzter Zugriff am 24. Februar 2017)

weil die Zielgruppe dabei oft fälschlicherweise homogenisiert wird. Übersetzer*innen und Prüfer*innen sind bei dieser Entscheidung wichtige Ratgeber*innen.

Grundsätzlich ist es immer ratsam, die Übersetzung in Leichte Sprache einem professionellen Übersetzungsbüro zu überlassen. Das hat sowohl ökonomische als auch qualitative Gründe, exemplarisch seien hier drei genannt:

Es bedarf erstens einer genauen Recherche, um z.B. (Fach-) Wörter exakt, treffend und richtig zu übersetzen: Gibt es beispielsweise einen Bedeutungsunterschied zwischen einem „Visum" und einer „Aufenthaltserlaubnis" und wenn ja, welchen?

Gleichzeitig muss bei der Übersetzung bedacht werden, welche gefühlt eindeutigen Zusammenhänge sich eben nicht implizit, also direkt erschließen: Wem nicht klar ist, dass mit „Tablette" und „Pille" das gleiche gemeint ist, dem wird sich die Packungsbeilage eines Medikaments, in dem diese beiden Wörter abwechselnd synonym verwendet werden, kaum erschließen.

Drittens braucht es ein Wissen darüber, welche sprachlichen Konstruktionen eher komplex sind und welche dagegen für das Gehirn einfacher zu verarbeiten sind. Denn auch unter Einhaltung der Regeln können in Leichter Sprache Sätze gebildet werden, die kognitiv schwieriger umzusetzen sind (z.B. „Warum Kulturelle Bildung für Kinder und Jugendliche gut ist") als andere (z.B. „Warum Kulturelle Bildung gut ist für Kinder und Jugendliche").

Umsetzung eines Menschenrechts

Das Konzept Leichte Sprache wird, trotz vieler guter Argumente, immer noch oft bezweifelt. Häufig werden dafür finanzielle Gründe vorgebracht, noch häufiger aber geht es dabei um Prestige, Ansehen und nicht zuletzt um den Eindruck fehlender Notwendigkeit bzw. Nutzung. Dieser Eindruck könnte ebenso für die Standspur auf der Autobahn, Rauchmelder oder Verbandskästen entstehen. Denn auch wenn der Vergleich nicht ganz trifft (denn Leichte Sprache ist für die Adressat*innenschaft kein Notfall-Instrument, sondern not-wendiges Mittel für Teilhabe und Partizipation), so gilt doch für alle Genannten gleichermaßen: Wenn sie auch nur ein einziges Mal genutzt werden, so ist das Daseinsberechtigung genug. Und selbst in dem äußerst unwahrscheinlichen Fall, dass nicht, bleibt Leichte Sprache nicht weniger als die Umsetzung eines Menschenrechts.

Charlotte Hübsch, Linguistin aus Berlin, bietet Übersetzungen, Trainings und Workshops für Leichte Sprache an. Sie war viele Jahre in verschiedenen Funktionen für die Angebote des Trägerverbunds „Freiwilligendienste Kultur und Bildung" tätig. Einrichtungen der Kultur und Jugendarbeit berät sie bei der Entwicklung von Angeboten in Leichter und einfacher Sprache.

UNTERSCHIEDLICHE SINNESEBENEN ANSPRECHEN >>
Barrierearme Öffentlichkeitsarbeit

Was heißt Barrierefreiheit in Bezug auf Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit?

Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung hat den ungehinderten Zugang zu Information und Kommunikation als ein grundlegendes Menschenrecht definiert. Barrierefreie Öffentlichkeitsarbeit bedeutet demnach, dass alle Menschen, mit oder ohne Behinderung, freie Zugänge zu Informationen und Angeboten haben sollen. Das setzt zwingenderweise voraus, dass die entsprechenden Informationen auch für *alle* in einer für die jeweilige Person zugänglichen Form bereitgestellt sind.

Öffentliche Träger*innen sind seit dem Inkrafttreten des Gesetzes zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen (BGB) gesetzlich dazu verpflichtet, ihre Informationen weitestgehend barrierefrei zur Verfügung zu stellen. Dies umfasst auch die Publikation von Informationen in Leichter Sprache.

Aus der Praxis: „Barrierefreie" Öffentlichkeitsarbeit in der Kulturellen Bildung

Auch Akteur*innen der Kulturellen Bildung beschäftigen sich mit Blick auf eine heterogene Gesellschaft mit der Frage, wie vielfältige Zugänge zu Informationen und Angeboten der Kulturellen Bildung realisiert werden können. Hierzu sprachen wir mit Claudia Engelmann (Projekt „KombiSchulung eKultur", LKJ Berlin) und Uwe Kramer (Projekt „einzigArtig", Villa Jühling) über den Abbau von Informationsbarrieren und neue digitalen Kommunikationsformen.

Gibt es überhaupt Barrierefreiheit in der Kommunikation? Für Claudia Engelmann lautet die Antwort ganz klar „Nein" – „so wie es auch in unserem alltäglichen Leben keine vollkommene Barrierefreiheit gibt. Wir können uns aber fragen, wie wir unsere Kommunikation bzw. Kommunikationskanäle gestalten, um möglichst barrierearm, gendersensibel und zielgruppengerecht Menschen zu erreichen", so Engelmann.

Barrierearm, gendersensibel und zielgruppengerecht – diese drei Faktoren verlangen von den Akteur*innen verschiedene thematische Auseinandersetzungen. Vor allem erfordern sie ein Hinterfragen der bisherigen Praxis der Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit. Dies betrifft einerseits technische Aspekte: Sind beispielsweise die Informationen auf meiner Website barrierefrei zugänglich? Sind Veranstaltungsräume rollstuhlgerecht? Und es betrifft andererseits die Verwendung von Sprache und Medium: Welche Zielgruppe spreche ich an? Auf welchem Wege? Wen erreiche ich nicht? Und warum? Schließe ich Menschen durch die Verwendung einer bestimmten Sprache oder eines bestimmten Mediums aus?

ZUM BEGRIFF: GENDERSENSIBLE SPRACHE

Gendersensible Sprache bedeutet…
- **Eindeutigkeit:** Sprache ist so zu verwenden, dass aus dem jeweiligen Text klar hervorgeht, wer gemeint ist.
- **Repräsentation:** Sprachliche Formen sind so zu finden und zu verwenden, dass alle Geschlechter sich adäquat repräsentiert und angesprochen fühlen.
- **Anti-Diskriminierung:** Sprache ist so einzusetzen, dass sie nicht diskriminierend ist.

Quelle:
Die Gleichstellungsbeauftragte der Universität zu Köln (Hrsg.) (2014): ÜberzeuGENDERe Sprache. Leitfaden für eine geschlechtersensible und inklusive Sprache. Köln. S. 6: www.gb.uni-koeln.de/e2106/e2113/e16894/2017_Leitfaden-5.Auflage-Neu-web-final_ger.pdf (letzter Zugriff am 9. Mai 2017).

ZUM BEGRIFF: BARRIEREFREIHEIT

Barrierefreiheit heißt, dass Medien, Einrichtungen und Gegenstände so gestaltet werden, dass sie von jedem Menschen, unabhängig von einer eventuell vorhandenen Behinderung, uneingeschränkt benutzt und genutzt werden können. Genau definiert ist der Begriff Barrierefreiheit im Behindertengleichstellungsgesetz (BGG) im § 4:

„Barrierefrei sind bauliche und sonstige Anlagen, Verkehrsmittel, technische Gebrauchsgegenstände, Systeme der Informationsverarbeitung, akustische und visuelle Informationsquellen und Kommunikationseinrichtungen sowie andere gestaltete Lebensbereiche, wenn sie für behinderte Menschen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind“.

Oft Erreichen wir bestimmten Menschen in der Praxis aus rein personellen, technischen und/oder finanziellen Gründen nur schwer. Eine offene Kommunikation von Barrieren ist, laut Claudia Engelmann, jedoch an vielen Stellen bislang nicht zu finden. Kaum jemand schreibt auf einen Flyer, dass ein Veranstaltungsort nicht barrierefrei ist, aber genau diese Information ist beispielsweise für Menschen, die einen Rollstuhl nutzen, wichtig:

„Wenn ich kein Geld habe, um eine Gebärdensprachdolmetscherin zu finanzieren – das ist teuer – dann muss ich aber gerade das auch kommunizieren. Wenn wir das offen ansprechen, dann sind die Leute dankbar und wir können gemeinsam überlegen, ob es nicht doch einen Weg gibt.“

Wen erreiche ich wie? Der bewusste Einsatz von Sprache

Kommunikation ermöglicht Teilhabe. Aber wie schaffe ich es, mein Angebot mehr und anderen Menschen als die, die ich bisher erreicht habe, zugänglich zu machen? Wie erreiche ich Personen, die bisher wenig Kulturangebote nutzen? „Es ist natürlich wichtig, dass wir Kommunikation als Teilhabemöglichkeit nutzen. Wenn jemand z. B. nicht Deutsch als Muttersprache spricht, muss ich auch meine Kommunikation danach orientieren und dementsprechend Texte übersetzen.“, erläutert Uwe Kramer. Im Rahmen des Projekts „einzigArtig“ der Villa Jühling übersetzen sowohl Mitarbeiter*innen als auch Externe die kulturellen Angebote in verschiedene Fremdsprachen, darunter auch Arabisch.

Die Übersetzung von Texten in andere Sprachen bzw. in einfache oder Leichte Sprache kann ein Schritt sein, um mehr Menschen zu erreichen. In der Praxis habe sich aber, laut Kramer, vor allem der direkte persönliche Kontakt bewährt:

„Unsere Herausforderung war, unsere bestehenden Angebote für ganz verschiedene Menschen zu öffnen, die wir bislang nicht erreicht hatten. Das ist uns am besten über den direkten Kontakt zu den Leuten gelungen – über eine intensive Netzwerk- bzw. Beziehungspflege.“

Auch im direkten Kontakt ist es wichtig, die eigene Haltung und die Haltung des Gegenübers zu reflektieren. „Welcher Mensch steht jetzt gerade vor mir und aus welcher Perspektive spricht er gerade mit mir? Wie kann ich auf eine Augenhöhe kommen und eine Kommunikation aufbauen?“, sind für Claudia Engelmann hier wichtige Fragen, um potenzielle Barrieren in der Kommunikation entgegenzuwirken.

Potenziale neuer Medien

Bei der der Ansprache von heterogenen Gruppen, spielt je nach Zielgruppe auch der Einsatz von Medien eine wichtige Rolle. Für das Projekt „Kombischulung eKultur“ suchten Claudia Engelmann und ihre Kolleg*innen gezielt nach geeigneten digitalen Kommunikationsformen:

„Uns ist letztendlich bewusst geworden, dass wir unterschiedliche Sinnesebenen ansprechen müssen. Daher haben wir uns gefragt: Welche Möglichkeiten gibt es neben den bisher genutzten, um Menschen anzusprechen, die bisher noch nicht erreicht worden sind?“

Sie entschieden sich, einen kurzen Informationsfilm produzieren zu lassen – zum einen, weil junge Menschen eher medienaffin sind und zum anderen, weil sich in einem Film das Konzept „Barcamp“, um das es ging, gut erklären lässt.

Auch stießen sie bei „herkömmlichen“ Werbemaßnahmen, wie beispielsweise Flyern, an Umsetzungsgrenzen: „Es wäre unendlich schwierig geworden, alle Informationen aus dem Video zielgruppengerecht auf einen Flyer zu drucken“, erklärt

ZUM WEITERLESEN

SPRACHE UND KOMMUNIKATION

- Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (Hrsg.) (2011): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster.

- Antidiskriminierungsbüro (ADB) Köln/Öffentlichkeit gegen Gewalt e. V. (Hrsg.) (2013): Sprache schafft Wirklichkeit. Glossar und Checkliste zum Leitfaden für einen rassismuskritischen Sprachgebrauch: http://www.oegg.de/download.php?f=94e78a7441666ccb70161d615209e0a2&target=0 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

- Beauftragte der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen (Hrsg.): Auf Augenhöhe. Leitfaden zur Darstellung von Menschen mit Behinderung für Medienschaffende: www.behindertenbeauftragte.de/SharedDocs/Publikationen/DE/AufAugenhoehe.pdf;jsessionid=C347287354A9009A6ECC13E80B45C6CD.2_cid355?__blob=publicationFile&v=10 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

- Die Gleichstellungsbeauftragte der Universität zu Köln (Hrsg.) (2014): ÜberzeuGENDERe Sprache. Leitfaden für eine geschlechtersensible und inklusive Sprache. Köln: www.gb.uni-koeln.de/e2106/e2113/e16894/2017_Leitfaden-5.Auflage-Neu-web-final_ger.pdf (letzter Zugriff am 9. Mai 2017).

- Firlinger, Beate/Integration: Österreich (Hrsg.) (2003): Buch der Begriffe. Sprache, Behinderung, Integration. Wien: http://bidok.uibk.ac.at/library/firlinger-begriffe.html (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

- Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismus e. V. (Hrsg.) (2015): Glossar der Neuen deutschen Medienmacher. Formulierungshilfen für einen diskriminierungssensiblen Sprachgebrauch in der Bildungsarbeit in der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf.

- Maskos, R. (2015): „Bewundernswert an den Rollstuhl gefesselt – Medien und Sprache in einer noch nicht inklusiven Gesellschaft". In: Degener, T./ Diehl, E. (Hrsg.): Handbuch Behindertenrechtskonvention: Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, S. 308–319.

- Neue deutsche Medienmacher e.V. (Hrsg.) (2016): Glossar der Neuen deutschen Medienmacher. Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland: www.glossar.neuemedienmacher.de/ (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

- TransInterQueer-Projekt „Antidiskriminierungsarbeit & Empowerment für Inter*" (Hrsg.) (2015): Inter* und Sprache. Von „Angeboren" bis „Zwitter". Berlin: www.transinterqueer.org/download/Publikationen/InterUndSprache_A_Z.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

BARRIEREFREIE VERANSTALTUNGEN

- BKB Bundeskompetenzzentrum Barrierefreiheit (Hrsg.) (2012): Handreichung und Checkliste für barrierefreie Veranstaltungen. Berlin: www.barrierefreiheit.de/handreichung_und_checkliste_für_barrierefreie_Veranstaltungen.html (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

- Caritasverband der Diözese Speyer (Hrsg.): Handbuch Inklusion. Informationen, Hinweise und Tipps zur Organisation inklusiver Veranstaltungen. Speyer.

- Landesverband Soziokultur Sachsen e. V. (Hrsg.) (2014): Handbuch zur Planung und Umsetzung von Barrierefreiheit in Jugend- und Kultureinrichtungen. Dresden: https://soziokultur-sachsen.de/inklusion-infoportal/inklusion-handbuch (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

HILFREICHE LINKS

- www.leidmedien.de – Über Menschen mit Behinderung berichten
- www.wheelmap.de – Rollstuhlgerechte Orte suchen und finden
- www.gesellschaftsbilder.de – Inklusive Fotodatenbank für Redaktionen
- www.ramp-up.me – Plattform für barrierefreie Veranstaltungen

Claudia Engelmann. Generell fordert sie: „Wir müssen weg von den ganzen Printprodukten". Statt Bergen von gedruckten Tagungsdokumenten, die häufig nach einer gewissen Zeit entsorgt werden, plädiert sie dafür, neue Systeme zu nutzen:

> *„Es ist viel nachhaltiger Systeme zu haben, die auch nutzbar bleiben und vor allem weiterentwickelt werden können. Wir haben uns für unser Projekt ein Ordner-System einfallen lassen, einen Reader für Barcamp-Schulungen."*

Das gesamte Arbeitsmaterial wurde nach Fertigstellung als OER (open educational resources – freies Bildungsmaterial) zur Verfügung gestellt. Diesen Ansatz findet Engelmann besonders wichtig:

> *„Letztendlich ist Bildung teuer. Viele Seminarreader kosten mehrere 100 Euro. Deshalb war uns ein besonderes Anliegen, unser Material als OER zur Verfügung zu stellen. Es kann nicht sein, dass Menschen, die Spaß daran haben, sich weiterzubilden, der Zugang zu Materialien versperrt bleibt. Warum sollten diese Materialien, wenn sie einmal erarbeitet und finanziert worden sind, nicht auch allen Menschen zur Verfügung stehen?"*

Qualifizierung von Mitarbeiter*innen

Gerade mit Blick auf die neuen Möglichkeiten, die digitale Werkzeuge bieten, ist es wichtig, die eigenen Mitarbeiter*innen weiterzubilden. Für Uwe Kramer hängt die Qualität der Öffentlichkeitsarbeit vor allem mit den Kompetenzen der Mitarbeiter*innen zusammen:

> *„Der Schwerpunkt der meisten Pädagogen liegt auf der Arbeit mit dem Kind und nicht mit dem Computer. Eine Kollegin bei uns ist Kultur- und Medienpädagogin, sie hat natürlich eine völlig andere Affinität zum Thema Öffentlichkeitsarbeit. Bei allen anderen ist das Thema eher der letzte Posten, an den gedacht wird."*

Verantwortlich hierfür ist, laut Claudia Engelmann, auch die mangelnde Beschäftigung mit dem Thema Öffentlichkeitsarbeit an den Universitäten. Hier resümiert Engelmann für den sozialen Bereich:

> *„Im Berufsfeld Soziale Arbeit ist ein wesentlicher Bestandteil Öffentlichkeitsarbeit – im Studium haben wir aber noch nie etwas darüber gehört. Lehrern und Lehrerinnen geht es genauso. Das hat unter anderem auch zur Folge, dass hier keine Kompetenzen vorhanden sind, die an Kinder und Jugendliche weitergeben werden können."*

Wenn wir Öffentlichkeitsarbeit inklusiv denken wollen, braucht es neben Weiterbildungen auch den Mut, Finanzen hierfür bereitzustellen, denn insbesondere die Pflege von Webseiten und Social-Media-Kanälen ist zeitintensiv, aber eben auch lohnenswert, betonen Claudia Engelmann und Uwe Kramer. Wir alle können unseren Beitrag dazu leisten, wenn wir uns im Bereich der barrierearmen Öffentlichkeitsarbeit weiter professionalisieren.

INKLUSIONS-CHECK: WIE OFFEN SIND WIR NACH AUSSEN?

Im Bereich Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit gibt es viele potenzielle Barrieren, die wir beachten und reflektieren müssen. Die Zugänge zu unseren Angeboten können beispielsweise durch die Verwendung von Sprache, die Wahl eines Veranstaltungsorts oder eines bestimmten Kommunikationsmediums für einige Menschen eingeschränkt sein. Das Suchen und Offenlegen von Barrieren ist wichtig, um Öffnungsprozesse voranzubringen und Barrieren nachhaltig abzubauen:

1. Sind die Informationen zu unseren Angeboten allen zugänglich? Welche Barrieren kennen wir in unseren Angeboten?
2. Ist uns bewusst, dass „Be-Hinderung" erst dann entsteht, wenn Menschen mit Beeinträchtigungen auf Ablehnung und Barrieren treffen?
3. Bieten wir selbstverständlich Unterstützung, wenn jemand aufgrund von Sprache, Herkunft, sozialem Status etc. unsere Angebote nicht nutzen kann?
4. Werden Kinder und Jugendliche über an sie adressierte Angebote angemessen und verständlich informiert?
5. Gibt es spezielle Zugangsbarrieren für Mädchen, für Jungen, für junge Menschen aus verschiedenen Kulturen, für Kinder und Jugendliche mit Behinderung?
6. Achten wir darauf, so zu sprechen, dass Wertschätzung, Akzeptanz und Anerkennung des Gegenübers zum Ausdruck kommen?



4 TIEFER_BLICKEN >>
Institutionen und Strukturen

NICHT ICH ALLEIN MUSS ALLES KÖNNEN! >>
*Inklusive Angebote durch Kooperationen und Bündnispartner*innen*[1]

Diversitätsbewusstes Arbeiten und damit verbundene Inklusionsstrategien sind heutzutage in aller Munde – so scheint es. Mit Blick in die Praxis der Kulturellen Bildung, so auch im Programm „Künste öffnen Welten", wird dabei eine Vielfalt an Ansätzen und Umgängen mit dem Thema deutlich. Während z. B. einige Akteur*innen den Diskurs bewusst gestalten und alle Konzepte und Angebote auf einen hohen „Grad" von Inklusion hin ausrichten und prüfen, folgen andere ihrer Überzeugung, bei der Gestaltung ihrer Angebote alle Menschen erreichen zu wollen, ganz intuitiv. Und nicht zu vergessen: Selbstverständlich gibt es nach wie vor jene, die sich mit dem Thema noch gar nicht auseinandergesetzt haben oder nicht wissen, ob und wie sie sich auf den Weg machen können.

Das gesellschaftlich notwendige Ziel einer inklusiven Gesellschaft ist auch für die Träger*innen Kultureller Bildung ein hoher Anspruch. Damit verbunden ist ein Prozess, der vielfältige Herausforderungen in sich birgt. Es ist ein Weg, bei dem nicht nur die Vielfalt der Menschen (an)zu erkennen und zu berücksichtigen ist; gleiches gilt auch für die Möglichkeiten und Kompetenzen von sozialen Institutionen, pädagogischen Organisationen und – in unserem Fall – „Anbieter*innen" der Kulturellen Bildung und ihre jeweiligen Fachkräfte.

„Einfach anfangen, mit Mut – ohne Angst, Fehler zu machen!" Diese Devise, häufig Aufforderung an Kinder und Jugendliche, sich in neuen (auch organisatorischen) Gefilden auszuprobieren, richtet sich in jedem Fall an die Akteur*innen aus dem Praxisfeld selbst. Vor allem ein „Nicht ich allein muss alles können!" ist dabei aus den Kreisen derer zu hören, die sich bereits auf den Weg gemacht haben – und die eines dabei ganz besonders hochhalten: die Kooperation.

Inklusive Projektentwicklung und -durchführung kann durch geschickte Kooperationsstrategien nicht nur unterstützt, sondern bereichert und manchmal sogar erst ermöglicht werden. Dabei ist jedoch von entscheidender Bedeutung, dass einer solchen Partnerschaft eine bewusste Entscheidung vorausgeht, sich Inklusion zu stellen. Denn Inklusion „passiert" nicht einfach von sich aus, sondern braucht aktiv gestaltete Rahmenbedingungen, die durch Kooperation entwickelt werden. Rahmenbedingungen und Prozesse bedürfen und gründen auf einer entsprechenden Haltung – einer Haltung, die eine Infragestellung und Öffnung des Bisherigen als Gewinn betrachtet, die neue Einflüsse als Bereicherung zulässt und die sich auf noch unbekanntes Terrain wagt. Diese Haltung ist Grundlage – für das Thema Inklusion wie auch für ernsthafte Kooperation.

Der Mehrwert von Kooperation (im Bündnis) wird auf diesen Ebenen sichtbar:

Diverse/inklusive Gruppen: Durch eine gezielte Wahl von Bündnispartner*innen kann es leichter gelingen, Kinder und Jugendliche mit unterschiedlichen Interessen und Orientierungen, Hintergründen und Voraussetzungen für neue Angebote zu gewinnen. Dasselbe gilt für die Erweiterung bereits bestehender Gruppen.

Inklusive Konzepte: Die unterschiedlichen Zugänge der Partner*innen zu den Lebenswelten/Perspektiven von Kindern und Jugendlichen ermöglichen eine fachliche und methodische Vielfalt, Expertise und Begleitung.

Inklusiver Diskurs: Die Weiterentwicklung von inklusiven Ansätzen lebt durch gemeinsame Erfahrungen und den Austausch aller, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten – von Eltern über Freizeiteinrichtungen bis zur Schule. Nur im Miteinander besteht die Möglichkeit zur Einbettung der Aktivitäten in die Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen und in ein umfassendes Verständnis von Diversität und Inklusion.

Inklusive Gruppen

Die bewusste Zusammenarbeit mit Kindertageseinrichtungen, (Förder- und Ober-)Schulen, Jugendclubs, Elternberatung oder Nachbarschaftszentren, wie auch mit Kinderheimen und Werkstätten für Menschen mit Behinderung und Unterkünften für Geflüchtete, mit Partnern also, durch die unterschiedliche Kinder und Jugendliche erreicht werden, ist ein wichtiger

1 Der Beitrag fußt auf den Erfahrungen im Programm „Künste öffnen Welten", in welchem die BKJ Bündnisse auf lokaler Ebene und deren kulturelle Bildungsprojekte fördert. Das Programm hat den Ansatz, zur Bildungs- und Teilhabegerechtigkeit beizutragen. Die Autorinnen haben in den Konzepten und Berichten ausgewertet, wie die Partnerschaft unterschiedlicher Institutionen inklusives Arbeiten unterstützt und zu dieser Frage auch sieben telefonische Interviews mit Projektleiterinnen durchgeführt.

Schritt der Öffnung zu sogenannten „Zielgruppen“ und für die Gewinnung und Begleitung einer diversen Teilnehmer*innenstruktur.

Gleichzeitig erleichtert das Profil dieser Partner*innen die Konzeption, Planung und Durchführung der Projekte, da es oftmals mit einer inklusiven Haltung und Expertise der Leitung und des Personals verbunden ist. Durch das Wissen der Fachkräfte, die in den jeweiligen Einrichtungen mit den Kindern/Jugendlichen arbeiten, sowie durch die Nähe und das Vertrauensverhältnis zueinander, können die Kinder/Jugendlichen direkter und leichter angesprochen und angeregt werden. Dieser kontinuierliche Kontakt kann gleichzeitig Begleitung und Unterstützung neben den kulturellen Angeboten bieten. Oftmals wird dies durch die Einbeziehung der Eltern und die Begleitung im Projekt noch unterstützt. Eine weite Vernetzung ermöglicht eine breite Ansprache und damit eine auf Begegnung orientierte diverse Gruppenkonstellation.

Von Bedeutung für Kinder- und Jugendliche und die Gruppendynamik ist auch, dass das räumliche Setting stimmt: Die Orte, an denen die Angebote stattfinden, müssen einladend, zugänglich und barrierefrei sein. Und sie müssen ein gutes Verhältnis wahren zwischen vertrauten und neuen Erfahrungsräumen: Kinder und Jugendliche, die sich gegenseitig besuchen und neue Orte, die gemeinsam erkundet werden. Hierfür erschließen Kooperationen (reale) Räume.

Inklusive Inhalte/Methoden

Doch es sind nicht nur die individuellen Zugänge des Bündnisses, die Möglichkeiten der Ansprache und die Begleitung der Kinder/Jugendlichen bzw. inklusives Arbeiten ermöglichen. Jeder Partner bringt sich darüber hinaus mit seinen jeweiligen inhaltlichen Ansätzen und Methoden ein, die durch Haltung, Struktur wie auch personelle Expertise Inklusion befördern können. So ist es den Partnern, die gute Kenntnis von den Kindern/Jugendlichen haben und in deren Sozialraum verankert sind, gegeben, den Lebensweltbezug im Projekt zu stärken. Diese Themen, Wünsche, Orte, Gedankenwelten können im Weiteren in einer künstlerischen Auseinandersetzung ihre ganz eigenen Ausdrucksformen finden. Die Künste in ihrer Spartenvielfalt bieten dazu ein breites Spektrum. Ihnen sind niedrigschwellige, spielerische und experimentelle Zugänge möglich, die nicht nur Individualität und Stärken sichtbar machen, sondern auch jenseits von Bewertung, von richtig oder falsch liegen. Dadurch kann den individuellen Möglichkeiten und Bedürfnissen eines*r jeden Kindes/Jugendlichen besonders gut begegnet werden – vorausgesetzt, die Kunst- und Kulturschaffenden und Kulturpädagog*innen begeben sich hin zu prozessorientierten und ergebnisoffenen Formen. Eine Voraussetzung, die auch jeder Konzeption zugrunde liegen muss. Wird die künstlerische Expertise noch von (sozial-)pädagogischen Blickwinkeln und Ansätzen ergänzt, unterstützt dies die kulturellen Bildungsprozesse der Kinder/Jugendlichen.

Trotz dieses eindeutig positiven Bildes sollte nicht das Konfliktpotenzial ignoriert werden, das gerade beim konzeptionell-inhaltlichen und methodischen Zusammenschluss entstehen kann. Hier treffen nicht nur unterschiedliche Kompetenzen, sondern auch Herangehensweisen und oftmals auch Verständnisse aufeinander: verschiedene Inklusions-, Bildungs- und Kulturbegriffe stehen sich „gegenüber“ und ringen miteinander, Künste treffen auf Kulturpädagogik, Kulturpädagogik begegnet



Sozialer Arbeit, Soziale Arbeit wird mit künstlerischen Prozessen konfrontiert …

Was zunächst eine Herausforderung ist, kann in einer diversen Gruppe jedoch die notwendigen vielfältigen, offenen und flexiblen „Werkzeuge" bieten, um auf die Einzelnen individuell eingehen zu können und das Spektrum an Aktionsmöglichkeiten innerhalb kultureller Projekte und damit auch ihre Wirksamkeit zu erhöhen. Eine gemeinsame Entwicklung und Planung des Projektes, mit einer gemeinsamen (inklusiven) Zielsetzung, einer Feststellung und -schreibung der jeweiligen Kompetenzen und Aufgaben fördert ein gutes Gelingen. Denn schon hier muss jede*r einzelne Akteur*in Dinge aus der Hand geben können, andere Wege als die eigenen akzeptieren und sich (und die Einrichtung) entsprechend neuen Ansätzen öffnen. Um nachhaltig zu wirken, muss sich diese Öffnung sowohl gedanklich als gegebenenfalls auch strukturell durchsetzen.

Inklusiver Diskurs/die Verankerung von Inklusion

Für diesen Öffnungsprozess ist Praxiserfahrung sicherlich ein Weg, jedoch kann eine Einbettung der eigenen Praxis in den Diskurs nicht nur Anregung, sondern auch Rückversicherung und Weiterentwicklung bedeuten. Eine solche Fortbildung und Reflexion der (inklusiven) Arbeit kann durch die Bündnispartner*innen aus verschiedenen Perspektiven geschehen. Der Austausch, aber auch eine ganz gezielte Wissensvermittlung untereinander sowie Coaching können den Blick vom einzelnen (kulturellen) Angebot auf die grundlegenden (inklusiven) Ansätze der Organisation weiten. Eine derartige inklusive Organisationsentwicklung, die Barrieren abbaut – sowohl in den (Kultur)Angeboten, der Sprache, im Team und auch in der Einrichtung – ist immer auch inklusive Kooperationsentwicklung und braucht interprofessionelle Kompetenz, die im Bündnis bei allen Partner*innen verankert ist.

Kerstin Hübner ist Bildungsreferentin bei der BKJ. Sie ist Programmleiterin des Projektes „Künste öffnen Welten" und Mitarbeiterin der Plattform MIXED UP.

Friederike Zenk ist als Referentin für das Programm „Künste öffnen Welten" der BKJ tätig.

STRUKTUREN VERÄNDERN DURCH KOOPERATIONEN >>

Die Vision einer inklusiven kulturellen Bildungslandschaft

Der Oldenburger Verein Jugendkulturarbeit hat sich auf den Weg gemacht. Das Ziel: eine inklusive kulturelle Bildungslandschaft, in der alle Kinder und Jugendliche unabhängig ihres sozialen oder kulturellen Hintergrunds an kulturellen Angeboten teilnehmen können. Hierbei spielt besonders ein starkes Netzwerk von Akteur*innen eine entscheidende Rolle. Von seinen Erfahrungen aus der Praxis berichtete Jörg Kowollik, Geschäftsleiter für die Bereiche Kulturelle Bildung und Theaterpädagogisches Zentrum im Verein Jugendkulturarbeit in Oldenburg, in einem Interview.



Die Suche nach Kooperationspartner*innen

„Wir sind schon früh in die unterschiedlichen Stadtteile gegangen, in Schulen und in Freizeiteinrichtungen, und haben nach Kooperationspartnern gesucht“, erzählt Jörg Kowollik, Verantwortlicher für das Projekt MUT+. Wichtig war den Projektbeteiligten, theaterpädagogische Angebote gerade auch in die Stadtteile zu bringen, in denen es bislang wenig oder keine kulturellen Bildungsangebote für Kinder und Jugendliche gibt. „Wir sind hier bewusst vor allem in Integrierte Gesamtschulen, Grundschulen und Oberschulen gegangen“, berichtet er, „da dort die Jugendlichen oft weniger Möglichkeit haben, an Angeboten der Kulturellen Bildung teilzunehmen.“

Um erste Zugänge zur Theaterarbeit zu schaffen, hat das Team von MUT+ sein Projekt direkt in die Schulen getragen. In Workshops, die in den Schulen stattfanden, konnten die Jugendlichen Theaterarbeit praktisch erfahren und theaterpädagogische Methoden ausprobieren. Dieser direkte Kontakt zu den Schulen und den Freizeiteinrichtungen ist essentiell für den Erfolg des Projekts: „Natürlich ist das am Anfang vor allem viel Lauf- und Beziehungsarbeit. Man muss die Leute, die man gewinnen möchte, konkret ansprechen. Man muss jedem, der da ist, vermitteln: „Wir wollen dich dabei haben!“ Genau das haben viele Jugendliche vorher noch nicht erfahren“, so Jörg Kowollik.

Netzwerke schaffen durch Multiplikator*innen

Die Netzwerkarbeit fängt hier allerdings erst an. Entscheidend ist, dass sich das Projekt aus den Schulen und Freizeiteinrichtungen hinaus in den Stadtteilen ausdehnt. Die Stücke, die innerhalb des Projekts entstehen, werden deshalb auch gezielt in den Stadtteilen und den Schulen, die die Jugendlichen besuchen, aufgeführt. Durch das Erleben von Theater in ihrem gewohnten Umfeld und mit Darsteller*innen, die sie aus der Schule oder sogar ihrer eigenen Klasse kennen, werden die Jugendlichen motiviert, auch selbst an einem Theaterprojekt teilzunehmen. „Das Projekt ist auf diese Weise zum Selbstläufer geworden“, freut sich Jörg Kowollik, „wir erreichen ganz viele Jugendliche, die sich sonst von klassischen zentrumsorientierten Kulturangeboten nicht angesprochen fühlen. Sie kommen aber zu uns, weil ihre Freunde auch schon dabei sind.“

Bei der Entwicklung des Angebots ist es wichtig, alle Akteur*innen gleichermaßen einzubeziehen. Dazu gehören neben den Schüler*innen auch die Lehrerschaft und Partner*innen aus dem Sozialraum. Für eine gelungene Kooperation benötigt man klare Absprachen und eine gute Kommunikation zwischen allen Beteiligten. Auch klare Terminabsprachen zwischen allen Beteiligten sind wichtig: „Wenn man mit einer Schule zusammenarbeitet, muss man sich vorher klar machen, welche Schultermine anstehen – Klassenarbeiten, Schulfahrten oder auch Sommer- und Kulturfeste. Wenn wir das als freier Kulturträger mitdenken, dann können wir uns an den Stellen einfädeln, wo es gut für alle passt und es kommt nicht zu Konflikten aufgrund von Überschneidungen“, erklärt Jörg Kowollik. Hilfreich können hierfür feste Ansprechpartner*innen sein. Vor allem aber ist wichtig, dass sowohl Schulleitung als auch Kollegium in den zusätzlichen kulturellen Angeboten einen Mehrwert für alle erkennen können.

Das Gleiche gilt auch für die Kooperation mit Freizeitstätten. Durch Zusammenarbeit gewinnen alle Seiten: Die Freizeiteinrichtung hat nun ein größeres und vielfältigeres Angebot, dass sie den Jugendlichen machen kann. Der kulturelle Träger profitiert von der Infrastruktur der Jugendeinrichtung, da diese bereits ein fester Anlaufpunkt für die Jugendlichen im Stadtteil ist und sie zudem auch über die geeigneten Räumlichkeiten verfügt. „Es gibt hier viele sich ergänzende Verbindungen und wenn wir das allein von der Perspektive der Jugendlichen aus betrachten, hat das bereits große Vorteile“, reflektiert Jörg Kowollik.

Kommunale Entscheidungsträger*innen einbeziehen

Um das geschaffene Netzwerk nachhaltig zu pflegen, bedarf es neben vielfältigen Kooperationen einer breiten Zustimmung innerhalb der Stadt und insbesondere bei den Entscheidungsträger*innen. „Es ist ganz wichtig, dass man direkt an die

ZUM BEGRIFF: LOKALE BILDUNGSLANDSCHAFT

Nach Anja Durdel und Peter Bleckmann sind lokale Bildungslandschaften
- langfristige,
- professionell gestaltete,
- auf gemeinsames, planvolles Handeln abzielende
- kommunalpolitisch gewollte Netzwerke zum Thema Bildung,
- die – ausgehend von der Perspektive des lernenden
- Subjekts – formale Bildungsorte und informelle Lernwelten umfassen und sich auf einen definierten lokalen Raum beziehen.

Quelle:
Bleckmann, Peter/Durdel, Anja (Hrsg.) (2009): Lokale Bildungslandschaften. Perspektiven für Ganztagsschulen und Kommunen. Wiesbaden.



Entscheidungsträger*innen herantritt, sowohl in der Stadtverwaltung als auch bei den Schulen“, betont Jörg Kowollik, „hier muss das Verständnis da sein, dass Inklusion eine ganzheitliche gesellschaftliche Aufgabe ist und dass Kulturelle Bildung einen großen Stellenwert hat.“ Ist eine Akzeptanz hierfür gegeben, spiegelt sich das auch in den Strukturen, wie der Bereitschaft zur Finanzierung von inklusiven kulturellen Projekten, wider – „dafür ist ein enger Austausch mit den Verantwortlichen bei der Stadt die Basis. Dieser muss immer parallel und unabhängig zu den jeweiligen Projekten laufen.“

Solche strukturellen Voraussetzungen spielen eine zentrale Rolle bei der Initiierung von inklusiven Projekten. Hier wird leider oft bei der Planung und auch bei der Förderung nicht ausreichend bedacht, dass gerade für Projekte mit heterogenen Gruppen höhere Ressourcen gebraucht werden. Inklusive Projekte brauchen Zeit: „Solche Projekte haben einen anderen Aufwand, eine andere Zeitspanne, dadurch braucht man hier auch ein anderes Budget. Es ist wichtig, dass man diese Faktoren auch für Entscheidungsträger*innen transparent macht und sie an diesen Prozessen teilhaben lässt“, so Jörg Kowollik, „die strukturellen Gegebenheiten sind das Fundament, ohne dass wir unsere Arbeit nicht leisten können. Es braucht vor allem viel Zeit und Geduld, gut ausgebildetes Personal und eine langfristige Finanzierung.“

ZUM WEITERLESEN

- BKJ e. V. (Hrsg.) (2011): Lokale Bildungslandschaften. Magazin KULTURELLE BILDUNG Nr. 8. Remscheid: www.bkj.de/fileadmin/user_upload/kultur_macht_schule/documents/KMS_Fachstelle/PDF/bkj_kultrBildg_8_11_web.pdf, 4.02.2017 (Letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
- BKJ e. V. (Hrsg.) (2016): Potenzial: Kooperation. Bündnisarbeit zwischen Kultur, Sozialraum und Bildung: http://www.kuenste-oeffnen-welten.de/wp-content/uploads/2017/01/PU_20161228_Themenheft_Buendnis_KoeW_BKJ_FINAL_web.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
- Bleckmann, Peter/Durdel, Anja/Tibussek, Mario/Bosenius, Jürgen (Hrsg.) (2011): Lokale Bildungslandschaften: Perspektiven für Ganztagsschulen und Kommunen. Wiesbaden.
- Kelb, Viola (Hrsg.) (2014): Gut vernetzt? Kulturelle Bildung in lokalen Bildungslandschaften. Mit Praxiseinblicken und Handreichungen zur Umsetzung „kommunaler Gesamtkonzepte für Kulturelle Bildung“. München.
- Kelb, Viola (2015): „Lokale Bildungslandschaften und Diversität: Durch vielfältige Kooperationen zu einer vielfältigen Bildungspraxis?“ In: Keuchel, Susanne / Kelb, Viola (Hrsg.): Diversität in der kulturellen Bildung. Bielefeld. S. 75–88.

INKLUSION MIT DOMINOEFFEKT >>
Organisationsentwicklung am Beispiel des FSJ Kultur

Inklusion bedeutet, dass alle Menschen unabhängig von ihrer Herkunft und ihren Identitätsmerkmalen dazu gehören, in ihren Potenzialen gesehen werden und selbstverständlich erwarten können, dass ihren Bedürfnissen entsprochen wird[2]. Mit Blick auf die Angebote Kultureller Bildung könnte sich schnell die ernüchternde Erkenntnis einstellen, dass dem in Gänze selten entsprochen wird. Dieser Malus ist nicht spezifisch, sondern Ausdruck dafür, wie tief ein Normverständnis in der Gesellschaft und also auch in ihren Organisationsformen verwurzelt ist. Der nachfolgende Text ist ein Plädoyer dafür, Inklusionsprozesse bewusst als Prozesse der Organisationsentwicklung wahrzunehmen.

Wenn eine Organisation sich dem Thema Inklusion verschreibt, so liegt dem im besten Fall eine bewusste Entscheidung zugrunde, der innerhalb der Organisation ein Verständigungsprozess vorausgegangen ist, welcher die Leitungsebene mit eingeschlossen hat. Oft stehen am Anfang von Innovationsprozessen – und die inklusive Öffnung von Organisationen ist eine Innovation – fachlich versierte und zutiefst überzeugte Mitarbeiter*innen, denen es gelingt, für ihre Positionen erfolgreich zu werben. Einzelmaßnahmen können so gedeihen, partielle Veränderungen erreicht werden.

Schließlich werden die Akteur*innen aber darauf stoßen, dass die Institution in ihrem Innersten von machtvollen Gewohnheitsrechten und Verfahrensabläufen geprägt ist, die einer inklusiven Entwicklung im Wege stehen. Vor die Wahl gestellt, radikale Veränderungen zu vollziehen oder diese Hürden zu umgehen, zeigt sich schnell, wie bedeutsam nicht nur die Entscheidung, sondern insbesondere der vorangegangene Verständigungsprozess für die weitere Entwicklung des gesamten Organisationskontextes ist.

Wesensmerkmal eines Inklusionsprozesses ist es vermutlich, umfänglich und fortschreibend zu sein, was eine beständige Bereitschaft zu Reflexion und Infragestellung des bislang Gültigen mit sich bringt. Unweigerlich kommt es durch die Veränderung von Gestaltungs- und Geltungsbereichen zu einem Dominoeffekt. Einzelmaßnahmen ziehen Folgeaktivitäten nach sich. Sie setzen eine Veränderungsdynamik in Gang, die von Teilen der Organisation als zu umfassend wahrgenommen wird und Widerstände auslöst.

Eigene Erfahrungen legen nahe, dass nicht nur die Dynamik auf die Komfortzonen der eigenen Arbeits- und Produktorganisation, sprich ohne Not am Gewohnten und Erprobtem festhalten zu wollen, einwirkt. Sie zeigen vielmehr, dass Widerstände ein Ausdruck dafür sein können, dass die bisherige Kommunikation und Überzeugungsarbeit nicht ausreichend war, wichtige Organisationsebenen ausgespart blieben. Die inhaltliche Auseinandersetzung mit Inklusion war also intern exklusiv und auf die Mitarbeiter*innen in der Pädagogik und der Kommunikation beschränkt. Wichtige Organisationsteile in Verwaltung und Service, die für die Wahrnehmung, den Transfer und die Wirkung nach außen maßgeblich sind, blieben außen vor.

Auch und gerade an den neuralgischen Stellen, die durch Erstkontakte und zahlreiche Gespräche das operative Geschäftsverhältnis und damit die externe Wahrnehmung einer Organisation viel stärker prägen als es Leitung und Marketing jemals lieb sein werden, lässt sich Inklusion weder vorschreiben noch erzwingen (Viele von uns dürften ein Bild haben von offiziell allen offenen stehenden Räumen, in denen der/die Hausmeister*in Sorge dafür trägt, dass alle Türen stets geschlossen gehalten werden). Es bedarf im Innern wie im Auftritt nach außen einer gemeinsamen Überzeugung, um sich als Organisation inklusiv zu entwickeln.

Ein jeder im Idealfall einsetzende Aushandlungsprozess wird auch davon geprägt sein, wie die Leitungsebene zur Entscheidung einer inklusiven Organisationsausrichtung steht. Das hat, weil es in der Regel bei Leitung auch immer um Weisungs- und Direktionsrechte geht, mit Fragen von Macht zu tun, was zu leugnen töricht wäre. Inklusion stellt Machtfragen: vielfach, oft und ganz ausdrücklich. Was gibt es zum Beispiel machtvolleres als den fremdbestimmten Ein- oder Ausschluss von Gesellschaft und Teilhabe?

Es steht nicht nur in der Macht von Leitung, Widerstände zu überwinden, sondern auch dafür Sorge zu tragen, dass Widerstände sicht- und verhandelbar werden können. Es ist ein weiteres Merkmal inklusiver Prozesse, mit Widerständen konstruktiv umzugehen. Es geht also für alle Beteiligten darum, anzuerkennen, dass Inklusionsprozesse umfassend sind und in den eigenen Organisationen auf positive wie negative Resonanz stoßen. Das bringt mit sich, dass sich Prozesse in die Länge ziehen. Doch der Gegenwert besteht ebenso in Selbstvergewisserung wie in einer Verbreiterung der Basis, auf der der Inklusionsprozess vonstattengeht. Das Gegenteil von Inklusion ist Ignoranz.

Inklusion und Freiwilligendienste

Am Beispiel der Freiwilligendienst-Angebote der BKJ werden nachfolgend einzelne Verfahrensschritte und die Einbindung in die Entwicklungsprozesse der Organisation dargestellt. Vorab ist es wichtig voranzustellen, dass der Inklusionsprozess weder von außen auferlegt wurde, noch der Tatsache geschuldet wäre, dass die Freiwilligendienst-Angebote nicht im Sinne der Nachfrage- oder Ergebnisorientierung erfolgreich umgesetzt würden. Das Gegenteil ist der Fall.

In Deutschland schließen jährlich ein Drittel aller Schüler*innen die Schule mit dem Abitur oder der Fachhochschulreife ab. Von

2 Vgl. www.bkj.de/alle/artikel/id/7675.html (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

ihnen absolvieren jährlich über 100.000 junge Menschen[3] nach Erfüllung der Schulpflicht einen Freiwilligendienst. Das entspricht etwa zwölf Prozent eines Abgangsjahrgangs[4]. Von den Bewerbungen auf ein FSJ Kultur, FSJ Politik oder FSJ Schule haben 80 Prozent der Jugendlichen die Hochschulreife erlangt, von den teilnehmenden Freiwilligen sind sogar 92 Prozent Abiturient*innen.

Die Zahlen zeigen, dass die Jugendfreiwilligendienste des Trägerverbundes derzeit ein Eliteprogramm sind und als solches von Jugendlichen wahrgenommen werden. Auch verdeutlichen diese Zahlen, dass die Auswahl der Freiwilligen eher leistungsorientiert und nach festen Erwartungsbildern vorgenommen wird. Unabhängig von Schulabschlüssen ist zudem die Teilhabe von internationalen Jugendlichen, Geflüchteten oder Menschen mit zugeschriebenen Behinderungen eher ein Einzelfall und ihrem individuellen Engagement zu verdanken.

In der Hauptsache engagieren sich die Freiwilligen in einer gemeinwohlorientierten Einsatzstelle (Theater, Schule, Bibliothek, Veranstaltungszentrum etc.). Sie nehmen in dem Freiwilligenjahr, das als Orientierungs- und Bildungsjahr in Vollzeit konzipiert ist, an 25 Bildungstagen teil, die der Träger organisiert, führen ein eigenverantwortliches Projekt durch und werden durch das Jahr von pädagogischen Mitarbeiter*innen des Trägers begleitet.

Verständigungsprozess und Road Map

Lange beschränkten sich Erklärungsversuche, wieso wir nur die Gruppe bildungsprivilegierter Jugendlicher erreichen, auf die vorherrschende Leistungsorientierung in den Einsatzstellen. Diese Einschätzung verkannte, dass es die BKJ und die Träger waren, die mit dem Leistungsvermögen und der Leistungsbereitschaft von Freiwilligen um die Einsatzstellen warben und damit selber einer Verwertungslogik erlegen waren.

Die BKJ und der Trägerverbund Freiwilligendienste Kultur und Bildung haben sich daher entschlossen, die Handlungsoptionen bei sich selbst zu suchen, sich kritisch zu prüfen, zu verändern, um tatsächlich inklusiver zu werden. Das bedeutet, dass die BKJ und der Trägerverbund sich befragten und reflektierten:

- Welche Menschen werden derzeit mit dem Freiwilligendienste-Angebot erreicht?
- Wer wird bewusst und unbewusst ausgeschlossen?
- Welche Bilder haben wir im Kopf, die wir in unserer Öffentlichkeitsarbeit stetig reproduzieren?
- Für wen bieten welche Einsatzstellen die höchsten Chancen auf Entwicklung?
- Welche Einsatzfelder fehlen im Spektrum?
- Welche finanziellen Unterstützungen müssen wir bereitstellen?
- Wo finden wir Unterstützung für unterschiedliche gesundheitliche Bedürfnisse?

Das bedeutete, dass die Angebote im Trägerverbund, allen voran das FSJ Kultur, sich nach Privilegien und Diskriminierungsmechanismen befragen lassen mussten. Die Akteur*innen auf der Organisationsebene der Träger hatten für sich zu klären, ob sie bereit sind Zugangs- und Teilhabebarrieren abzubauen. Im Bereich Freiwilliges Engagement der BKJ, dem die Freiwilligendienste inhaltlich zugeordnet sind, und im Trägerverbund fand ein Verständigungsprozess dazu statt, wie mit den Freiwilligendiensten ein Beitrag zur Entwicklung einer inklusiven Gesellschaft geleistet werden kann. In diesem Zusammenhang entstand als zentrales Dokument frühzeitig die „Roadmap“: eine Agenda, beschlossen durch die Geschäftsführungen, die konkrete Ziele und Schritte beschreibt und für alle Träger für die nächsten Jahre die Grundlage und Verabredung für den Inklusionsprozess bildet.

Treibende Kräfte

Bei der BKJ als Bundesträger war das Thema „Inklusion in den Freiwilligendiensten“ damit gesetzt. Dazu gehörte auf unbestimmte Dauer die Bereitstellung von Personalressourcen ebenso wie die inhaltliche Ausrichtung auf den Inklusionsprozess.

Wegbereitend für die einzelnen Schritte des Prozesses war und ist die intensive Auseinandersetzung pädagogischer Mitarbeit*erinnen bei der BKJ und von verschiedenen Trägern. Diese acht- bis zehnköpfige Gruppe begleitet, koordiniert und geleitet durch das das Bundestutorat der BKJ den Inklusionsprozess. Anfänglich waren die Akteur*innen intrinsisch motiviert, mit fortschreitenden Selbstvergewisserungsprozessen und zunehmend durch Auseinandersetzungen jedoch durch ihren Kompetenzzuwachs qualifiziert. In der Arbeitsgruppe werden Prozessschritte diskutiert und Verfahrensvorschläge erarbeitet, die in die Beratungen der einzelnen Träger ebenso wie in die bundesweiten Treffen der pädagogischen Mitarbeiter*innen und Geschäftsführungen Eingang finden. Ein besonders gutes Beispiel für diese Arbeit ist die Trägerselbstevaluation[5], die auf Fragen aus dem kommunalen Index für Inklusion[6] basiert. Diese wurden auf die Spezifik der Freiwilligendienste übertragen und stellen ein ebenso kontroverses wie nützliches Instrument der Organisationsanalyse dar.

Erste Wegmarken und Effekte

Ein Bündel von Aktivitäten ist auf eine veränderte Öffentlichkeitsarbeit ausgerichtet. Hier gibt es erste Ergebnisse in der Umsetzung der Roadmap. Die Homepage[7] wurde in Zusammenarbeit mit einem Übersetzungsbüro in einfache Sprache übersetzt. Es folgten Übersetzungen der Hauptinhalte in Leichte

3 Vgl. www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/engagement-und-gesellschaft/freiwilligendienste(letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
4 Vgl. www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Schulen/Tabellen/AbsolventenAbgaenger_Abschlussart.html (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
5 BKJ e. V. (2016): Selbstevaluationstool Inklusion für den Trägerverbund Freiwilligendienste Kultur und Bildung. Berlin.
6 Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hrsg.) (2011): Inklusion vor Ort – Der kommunale Index für Inklusion. Ein Praxishandbuch. Berlin.
7 www.fsjkultur.de (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Sprache und in verschiedene internationale Sprachen. Sämtliche Informationstexte orientieren sich an einfacher Sprache. Es sind Erklärfilme[8] in einem partizipativen Workshop mit ehemaligen Freiwilligen entstanden. Mittelfristig erarbeitet die BKJ eine neue Gestaltung technisch barrierefreier und diversitätssensibeler Materialien, die stärker über visuelle und audiovisuelle Informationen wirken.

Auch hat die BKJ für die Jugendfreiwilligendienste ein anonymisiertes Bewerbungsverfahren eingeführt. Im Vordergrund der anonymisierten Bewerbung stehen Motivation und Interesse der jungen Menschen. Sie stellen sich im ersten Schritt der Bewerbung ausschließlich mit ihren individuellen Ressourcen und Erfahrungen vor. Verzichtet wird auf alle Angaben, die Fantasien, feste Bilder und Zuschreibungen über Herkunft, Verhalten oder Fähigkeiten auslösen können. Dazu zählen Name, Geschlecht, Alter, Adresse und Geburtsort. Ein Modellprojekt der Antidiskriminierungsstelle des Bundes[9] zeigt, dass diese Verfahren die Chance bieten, (un-)bewusste Vorurteile und Zuschreibungen zu vermeiden und zu einer vielfältigeren Auswahl führen.

Der Trägerverbund wird gemeinsam mit den Beteiligten die Wirksamkeit und die Wirkungen dieses Verfahrens evaluieren. Erste Befragungen von Einsatzstellen[10] ergeben ein differenziertes Bild. Am erstaunlichsten ist, wie wenig grundsätzliche Ablehnung das veränderte Verfahren erfährt. Neben dem vielfachen Eindruck der Bevormundung, der Kritik an fehlender Individualität und Zweifel an der Wirksamkeit des Instruments gibt es unerwartet viele Einsatzstellen, die ihre Bereitschaft zur Erprobung signalisieren, mitunter den Mut zu dieser Maßnahme loben oder sie sogar ausdrücklich begrüßen.

Sichtbar wird auch hier der vorgenannte Dominoeffekt. Das anonymisierte Bewerbungsverfahren für sich genommen hat im ersten Jahr keine sichtbare Wirkung auf die Vermittlung und Besetzung der Freiwilligenplätze gehabt. Aber es hat eine überfällige Diskussion zwischen Trägern und Einsatzstellen in Hinblick auf Offenheit und Engagement-Orientierung bewirkt. Und es ist durch das Feedback von insbesondere minderjährigen Bewerber*innen (die sich im FSJ willkommen wähnten und vor verschlossenen Türen widerfanden) augenfällig geworden, wie stark mitunter die Tätigkeitsprofile von Einsatzstellen Arbeitsplatzbeschreibungen ähneln.

Qualifizierung und Unterstützung

Die Fortbildungen im Trägerverbund orientieren sich an den Bedürfnissen der pädagogischen Mitarbeit*erinnen und dienen dem Zweck, Barrieren, die habituell im Bereich Kultureller Bildung vorhanden sind, abzubauen, um den Einstieg in inklusives Arbeiten zu erleichtern. So wurden in der Fortbildung „Inklusion, Rassismus, Ableismus“ Fragen von Diskriminierung und Benachteiligung erörtert, in der Fortbildung „Bildungstage inklusiv gestalten“ non-verbale Methoden vorgestellt und erprobt. Die Fortbildung „Leichte/einfache Sprache“ widmete sich dem Einsatz dieser Sprachformen für unterschiedliche Zwecke. Aufgrund der Bedeutung von einfacher und Leichter Sprache für den Inklusionsprozess bot die BKJ zudem regionale Fortbildungen zum Thema an. Ein weiterer Fortbildungsinhalt war die sozialrechtliche Beratung von Freiwilligen, wenn es um das Recht auf eine selbstständige Lebensführung geht.

Die Arbeitsgruppe und das Bundestutorat der BKJ werden durch externe Inklusionsberater*innen begleitet. Gemeinsam mit ihnen können sensible Themen und kritische Fragen, Unsicherheiten in der konkreten Umsetzung und inklusive Methoden besprochen werden. Sie waren es auch, die mehrfach darauf hinwiesen, wie wichtig es ist, sich zu vernetzen und Erreichtes mit anderen zu teilen. Als erste Schritte hin zu einer inklusiven Öffnung der Freiwilligendienste gegangen waren, kamen Träger, Einsatzstellen, Freiwillige und Kolleg*innen bei der Fachtagung „macht inklusion!?“zusammen. Die Veranstaltung lebte von den Ermutigungen, Beispielen guter Praxis und der Auseinandersetzung mit Diskriminierung und eigenen Privilegien und damit auch davon, die machtvolle Rolle von Trägern und Einsatzstellen zu hinterfragen.

Dicke Bretter: Veränderung der Rahmenbedingungen

Flankierend hat der Trägerverbund beschlossen, die Taschengelder für die Freiwilligen schrittweise anzuheben. Ziel ist es, die sozialversicherungsrechtlich zulässige Höchstgrenze (aktuell 393 Euro) auszuschöpfen. Damit soll ein Beitrag geleistet werden, die Freiwilligen bei einer eigenständigen Lebensführung zu unterstützen.

In vielen Punkten der Organisationsentwicklung, auch jenseits der zentralen pädagogischen Herausforderung einer diversitätsbewussten Bildungsarbeit, steht die Entwicklung noch am Anfang. Es zeichnet sich ab, dass einzelne Trägerorganisationen Verschnaufpausen und mehr Zeit für die Umsetzung von Maßnahmen benötigen und die Diversität in den Teams pädagogischer Mitarbeiter*innen sich nicht von allein einstellt.

Auch ist es um die rechtlichen Rahmenbedingungen, die nur einen Vollzeitdienst vorsehen, nicht zum Besten bestellt. Es stellt sich immer dringlicher die Frage, wie der Assistenz- und Unterstützungsbedarf von Freiwilligen, die im Format Freiwilligendienst durch viele Raster individueller Bildungs- bzw. beschäftigungsorientierter Förderung fallen, erbracht werden kann.

Ausblick

Die Freiwilligendienste zu einem inklusiveren Angebot zu machen, kann nur gelingen, wenn alle strukturell Beteiligten (Gesetzgeber, Förderer, Träger, Einsatzstellen, Freiwillige) den

8 www.fsjkultur.de/filme-ueber-das-fsj-kultur.html (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
9 www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/AnonymBewerbung/Abschlussbericht-anonymisierte-bewerbungsverfahren-20120417.pdf?__blob=publicationFile (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).
10 BKJ e. V. (2015): Befragung der Einsatzstellen aller Träger im Trägerverbund Freiwilligendienste Kultur und Bildung. Berlin.



Mehrwert der Inklusion in den Freiwilligendiensten für sich erkennen.

Perspektivisch werden die BKJ und der Trägerverbund für Freiwilligendienste wie das FSJ Kultur inklusivere Kulturen schaffen, inklusivere Strukturen etablieren und inklusivere Praktiken entwickeln. Zudem geben schon die bisherigen Ergebnisse mittlerweile Impulse für die inklusive Öffnung des Gesamtverbandes BKJ. Die BKJ verbindet Inklusion, Diversität und kulturelle Vielfalt ihrerseits mit dem Ziel, für kulturelle Teilhabe, Partizipation und gerechte Bildungschancen wirksamer zu werden. Ein Dominoeffekt eben.

Jens Maedler leitet das Programm „Freiwilliges Engagement“ bei der BKJ.

INKLUSION INSTITUTIONELL VERANKERN

Das Evangelische Bildungs- und Projektzentrum Villa Jühling in Halle veranstaltet Bildungsangebote und Projekte für Kinder, Jugendliche und ihre Familien. Zu unseren pädagogischen Arbeitsfeldern zählen unter anderem außerschulische Kinder- und Jugendbildung, Kulturelle Bildung und Schulsozialarbeit. Die Förderung von freiwilligem Engagement von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die Übernahme von Verantwortung, das Erleben von Demokratie in Gruppenprozessen sind zentrale Anliegen in unserer Arbeit, wobei die Stärken und Fähigkeiten unserer Zielgruppen der Ausgangspunkt sind.

Mit dem Projekt einzigARTig verfolgten wir das Ziel, die nachgefragtesten Formate kultureller Jugendbildung des Vereins (Sommerwerkstatt, Kulturtage u. v. m.) mit jungen Freiwilligen auf ihre Methodik, ihre Zugangsmöglichkeiten und ihre Angebotsvielfalt in Hinblick auf Inklusion zu überdenken und zu überarbeiten. Ausgehend von dem Impuls unserer Ehrenamtlichen und der Aktualität des Themas Inklusion, wurden wir vermehrt auf Kinder und Jugendliche mit besonderen Fähigkeiten aufmerksam, sodass wir unsere ohnehin bereits offenen, sozialraumübergreifenden Angebote expliziter auf ihre inklusiven Ansätzen überprüften und entsprechend überarbeiteten. Während des gesamten Projektzeitraums wurden die Freiwilligen von vier Pädagog*innen betreut. Zur gemeinsamen Reflexion fanden regelmäßige Treffen statt.

Wer sind *alle*?

Es stellte sich die Frage, wenn Inklusion alle betrifft, wer sind dann alle? Zu Beginn des Projekts entschied sich die Gruppe daher, genauer zu schauen, wer alles in Halle lebt. So wurde ein Abbild der halleschen Bevölkerungsstruktur geschaffen, evaluiert und prozentual auf eine potenzielle Teilnehmendenstruktur übertragen. Diese Übersicht wurde in Arbeitsgruppen, Kooperationstreffen und Qualitätsentwicklungsgesprächen mit dem Jugendamt vorgestellt. Dieses „Idealabbild“ von Inklusion, übertragen auf eine der Stadtbevölkerung angemessene inklusive Teilnehmendenstruktur, regte Diskussionen in allen Treffen an. Von diesen Überlegungen ausgehend, sprach



die Arbeitsgruppe schließlich gezielt Vereine und Institutionen in Halle und Umgebung an, die Menschen vertreten, die bislang vom Projektangebot der Villa Jühling nicht erreicht wurden. Dies waren z. B. Einrichtungen für geistig Behinderte, körperlich Behinderte, Kinder mit psychisch kranken Eltern, psychisch kranke Kinder, Kinder mit Migrationshintergrund oder Kinder mit Fluchterfahrung.

Eine breitere Teilnehmendenstruktur erreichen

Neben dem direkten Kontakt zu Einrichtungen hat das Team „einzigArtig" zuerst den Bereich Öffentlichkeitsarbeit auf Inklusion überprüft. Der besondere Schwerpunkt lag hier zu Beginn auf den Ausschreibungen der Projekte. Welche potenziellen Teilnehmer*innen erreichen wir? Wen erreichen wir nicht? Und warum? Diese Überlegungen, die das Team in dieser Anfangsphase des Projekts sammelte, lieferten erste, signifikante Impulse für die Arbeit hin zu inklusiven Angeboten.

Gemeinsam wurde beschlossen, Anmeldebögen in einfacher Sprache zu entwickeln sowie zusätzlich Projektbeschreibungen und Anmeldebögen in mehrsprachigen Ausführungen anzubieten. In diesem Zuge überarbeiteten wir auch unsere Internetpräsenz. Das Ziel: eine übersichtliche Struktur schaffen, damit Besucher*innen sich leichter und schneller über unsere Angebote informieren können. Auf lange Sicht ist geplant, unsere komplette Internetseite barrierefrei zu gestalten. Außerdem kooperierten wir mit Dolmetschern, die Anfragen und Zuschriften für uns übersetzten.

Innerhalb dieser Prozesse wurden wir auch mit auftretenden Schwierigkeiten konfrontiert: Bei den Anmeldebögen in einfacher Sprache ist der Umfang der Seitenanzahl durch die Ergänzung von Bildern und durch den Einsatz einer größeren Schrift sehr stark gestiegen. Ein Anmeldebrief der 10 Seiten umfasst, wirkt erst einmal abschreckend auf potenzielle Teilnehmer*innen, da er einen scheinbar höheren Aufwand suggeriert. Daher haben wir die Anmeldebögen schlussendlich gemeinsam mit den Familien ausgefüllt – die Hürden der selbstständigen Anmeldung waren immer noch zu hoch.

Über unsere interne Öffentlichkeitsarbeit hinaus haben wir die Zusammenarbeit mit der Bundesagentur für Arbeit vertieft. Innerhalb der Förderungen für Bildung und Teilhabe unterstützen wir das Antragsverfahren für Ermäßigungen für Familien, die Hartz IV beziehen, indem wir als direkte Ansprechpartner*innen für die Familien das Verfahren intensiv begleiteten. Durch die Kooperation zu anderen Vereinen und den vereinseigenen Arbeitsbereichen konnten viele zusätzliche Kolleg*innen Familien bei der Anmeldung für die Projekte helfen.

Inklusion in allen Bereichen verankern

Die Ergebnisse der Arbeitsgruppe flossen in unsere Projekte „Sommerwerkstatt", „Jedermannskunst" und „Kulturtage" ein. Alle Projekte wurden über den gesamten Zeitraum durch die Arbeitsgruppe begleitet und evaluiert. Auf diese Weise konnten die Arbeitsergebnisse stets weiterentwickelt und überprüft werden.

Unsere Erfahrungen und Ergebnisse aus dem Projekt einzigARTig flossen darüber hinaus auch in die Arbeit anderer Bereiche (Schulbezogene Arbeit, Schulsozialarbeit und Familienbildung) der Villa Jühling ein. So fand 2015 im Kollegium der Villa Jühling eine Klausur zum Thema „Was ist Inklusion und wie kann sie gelingen?" statt. Darüber hinaus regten die Impulse des Projekts einzigARTig die Villa Jühling Familienservice GmbH, die vier Kitas und zwei Horte umfasst, ebenfalls zur Auseinandersetzung mit dem Thema Inklusion an. Auch dort etablierte sich in Kooperation mit der Villa Jühling e.V. eine Arbeitsgruppe zu dem Thema.

Fazit: Wir bleiben dran!

Inklusion ist ein schwierig zu fassender Begriff, da er je nach Ausgangslage und Sichtweise der Betroffenen unterschiedlich interpretiert wird. Um Angebote inklusiv auszurichten, bedarf es eines weiten, ganzheitlichen Denkens. Inklusion ist die Beschreibung eines Idealbildes, das allen gleiche Zugänge und Möglichkeiten bietet. Im Alltag gestaltet sich dies als ein permanenter Prozess im Abgleich mit der Realität. Da dies die Akteur*innen immer wieder aus ihrer Komfortzone des Bewährten entreißt, bindet es Energie und muss immer wieder neu herausgefordert werden.

Die Heterogenität unserer Teilnehmer*innen fordert alle, ungeachtet ihrer sozialen, kulturellen, ökonomischen Herkunft, dazu auf, sich aktiv mit Unterschieden auseinanderzusetzen, diese akzeptieren zu lernen und darüber hinaus Gemeinsamkeiten zu entdecken. Das Thema Inklusion ist durch das Projekt einzigARTIG dauerhaft zum Thema in unserem Verein geworden.

Stefanie Tsiknakos, Kultur- und Medienpädagogin und Systemische Beraterin, ist Jugendbildungsreferentin bei der Villa Jühling.

Weitere Informationen: www.villajuehling.de

SENSIBILISIEREN UND MOTIVIEREN >>
Inklusion als Querschnittsthema im Verband

Mit dem Innovationsfonds Kulturelle Bildung hatte die Deutsche Bläserjugend die Chance, mit der Durchführung von gleich zwei Projekten ein deutliches Zeichen für Inklusion im Verband zu setzen. Die Beschäftigung mit dem Thema hat grundlegende Veränderungen und Entwicklungen in unserer bereichsübergreifenden Verbandsarbeit angestoßen. Dieser Beitrag soll beschreiben, was wir bereits erfolgreich umsetzen konnten

und wie sich diese Veränderungen auf unsere zukünftige Arbeit auswirken.

Mit unseren zwei Projekten „Vielfalt? Bläser? Klasse!“ und „miteinander inklusive!“ konnten wir dezidiert an zwei Themenfelder herangehen: Zum einen beschäftigten wir uns mit der Qualitätsentwicklung von inklusiven Kooperationsprojekten an Schulen und zum anderen mit dem Zusammenhang zwischen Inklusion und partizipativer Methodik. Die Beschäftigung mit den Projekten führte uns darüber hinaus zu grundlegenden Gedanken zum Thema Inklusion. Wir konnten dabei schnell feststellen, dass Inklusion ähnlicher pädagogischer Grundlagen bedarf, wie andere Aspekte unserer kulturellen, verbandlichen Arbeit.

Da Inklusion aber erstmal ein großer, sehr umfangreicher Begriff ist, haben wir versucht, ihn kleinteilig zu bearbeiten und so Schritt für Schritt für uns alle fassbar zu machen. Was bedeutet Inklusion für uns persönlich? An welche bereits bekannten pädagogischen Konzepte knüpfen diese Überlegungen an? Was bedeutet das für unsere Arbeit? Die Konfrontation mit diesen Fragen geschah in Arbeitstagungen, in vielen Einzelgesprächen, aber auch in einem weiteren Projekt an der Bundesakademie für musikalische Jugendbildung in Trossingen, das wir als Kooperationspartner begleiten durften. So wurde das Thema auf verschiedenen Ebenen beleuchtet und jeweils für den einzelnen Bereich greifbar gestaltet.

Gerade wenn man dieses große Thema Ehrenamtlichen, die Vereine und Verbände leiten, näherbringen möchte, gilt es zuallererst deren Situation zu reflektieren. Ehrenamtliche sind in aller Regel keine (kultur-)pädagogischen Fachkräfte; sie führen Vereine und Verbände neben einem Hauptjob, Familie und anderen Hobbys. Sie haben meist vergleichsweise wenig Zeit und sie arbeiten mit knappen Ressourcen. In vielen Diskussionen und Sitzungen konnten wir trotzdem gemeinsam Grundsätze herausarbeiten, die uns die Arbeit im Themenfeld Inklusion erleichtert haben.

1. Wir arbeiten gemeinsam an der Sensibilisierung für das Thema und öffnen uns für Veränderungen.
   Die Grundlage für Inklusion ist für uns, dass wir unsere eigenen Strukturen und Projekte mit anderen Augen betrachten. Was machen wir bisher? Und wie wirkt dies auf andere Menschen sowohl aus dem eigenen Verbandskontext als auch auf Externe? Was lässt sich daraus ableiten, um künftig noch offener zu sein? Zugleich ist es gar nicht einfach, vermeintlich eingefahrene Bahnen zu verlassen. Hier braucht es Mut und Impulse!

2. Wir sind auf dem Weg und noch keine Expert*innen. Das ist aber nicht schlimm.
   Vielen Ehrenamtlichen erschien es problematisch, sich noch nicht auszukennen. Der Druck, sofort alles richtig machen zu wollen/müssen, war sehr groß. Gemeinsam konnten wir klären, dass es uns wichtig ist, dass wir uns auf den Weg machen, dass wir uns für das Thema öffnen und ganz individuell beginnen. So entsteht nach und nach ein Kompetenzfeld. Dass andere weiter sind, begreifen wir als Chance, um zu schauen, was funktioniert und was wir selbst nutzen und einbauen können.

3. Inklusion braucht Zeit und geht nicht von heute auf morgen.
   Der eben beschriebene Weg setzt voraus, dass sich ein Verband die Zeit nimmt/gibt, um zu lernen und eigene Erfahrungen zu machen. Gerade im Ehrenamt brauchen Themen manchmal länger. Das liegt nicht am Unwillen, sich damit zu beschäftigen, sondern reflektiert die Lebenssituation vieler Ehrenamtlicher. Eigene Erfahrungen und Diskurse sind wichtig, um sich Inklusion tatsächlich zu eigen zu machen. Feste Zeitvorgaben sind dabei fehl am Platz. Und das wäre auch nicht besonders inklusiv.

4. Inklusion ist vielfältig. Es braucht Anregungen, aber keine festen Ziele.
   Auch feste, für alle identische Ziele finden wir nicht hilfreich. Inklusion hat viele Umsetzungsmöglichkeiten, kann auf vielen Ebenen geschehen. Für unseren Verband erscheint es daher wichtig, dass Engagierte anhand ihrer eigenen Strukturen und Praxis vor Ort entscheiden, wo sie auf der Grundlage gemeinsamer Überzeugungen (denn die braucht es natürlich trotzdem) die ersten Veränderungsprozesse anstoßen.

5. Inklusion muss greifbar sein. Impulse und Beispiele helfen.
   Unsere Verantwortlichen in den Vereinen fragen ganz dezidiert nach Praxishilfen. Sie wollen wissen, wie Prozesse unter anderen Gegebenheiten gut umsetzbar sind und wer bzw. was ihnen dabei hilft. Die Palette der Unterstützung reicht dabei von Ansprechpersonen über rechtliche Fragen bis hin zu Finanzierung. Hier sind wir mitten im Prozess, diesem Bedarf auf den verschiedenen Ebenen zu begegnen, dies abzustimmen und ggf. anzupassen.

6. Inklusion braucht Austausch und Vernetzung untereinander.
   Viele Fragen und Ideen lassen sich am besten klären, wenn sich Engagierte begegnen und Raum für Austausch und Vernetzung erhalten. Im Rahmen unserer Projekte haben wir bei einer Fachtagung an der Hochschule für Musik in Mainz einen ersten Austausch ermöglicht. Aktuell suchen wir nach weiteren Plattformen und Möglichkeiten, dies zu strukturieren und nachhaltig zu gestalten.

7. Inklusion im Verband braucht einen Motor. Und der muss immer laufen.
   Wir haben es uns als Bundesverband zur Aufgabe gemacht, dieser Motor zu sein. Dabei geht es nicht nur darum, selbst inklusiver zu werden, sondern auch gute Praxis zu dokumentieren und ihr eine Plattform zu geben, mit der sie sichtbar wird. Die Idee der Inklusion wird bei uns als Bundesverband zum Querschnittsthema und soll möglichst überall mitgedacht werden, ob bei Veranstaltungen, Publikationen, Projekten oder Positionierungen.

8. Inklusion braucht Vorbilder, denn sie zeigen, dass es möglich ist.

Letztendlich gibt es auch in unserem Verband Zweifler*innen und Pessimist*innen. Das sind nicht zwangsläufig Menschen, die die Idee der Inklusion ablehnen. Oftmals weisen sie auch darauf hin, dass es vieles zu beachten gilt und Veränderungsprozesse schwierig sein können. Wir setzen hier auf ein Schneeballsystem, denn mit jedem erfolgreichen Modell zeigen wir, was möglich ist. So werden Zweifel entkräftet und Motivation wird geschaffen.

Auf der Grundlage dieser gemeinsamen Verabredungen konnten wir im Rahmen der Projektlaufzeit folgende Wirkungen auf den Verband erzielen, die über die eigentlichen Projektziele hinaus dazu beitragen, Inklusion als Querschnittsthema flächendeckend zu verankern.

9. Positionierung des Verbandes
   Der Verband hat sich sehr schnell mit einer Positionierung zu Inklusion beschäftigt, diese gemeinsam mit den Mitgliedsverbänden erarbeitet und öffentlich dokumentiert. So setzen wir ein sehr bewusstes Zeichen. Die Positionierung wurde sehr positiv aufgenommen und hat eine Auseinandersetzung auf verschiedenen Ebenen des Verbandes angeregt.

10. Überprüfung der Kommunikation
    Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, unsere Kommunikation nach innen und außen zu überprüfen. Dazu zählen beispielsweise Ausschreibungen, Pressetexte und Publikationen. Sie sollen zukünftig noch verständlicher sein.
    Wir wollen dafür Fachbegriffe sparsam einsetzen und ggf. erklären, auf gute Lesbarkeit achten und möglichst mehrkanalig arbeiten (also z. B. bei Seminaren mehrere Vermittlungsebenen nutzen).

11. Überprüfung von Veranstaltungen
    Gemeinsam wollen wir zukünftig noch stärker schauen, wo bei Veranstaltungen noch Barrieren für Menschen bestehen. Dabei geht es uns um bauliche Fragen ebenso wie um Teilnehmendenbeiträge oder möglicherweise exklusive Aspekte der eigenen Verbandskultur. Hier wollen wir ansetzen und uns weiter öffnen.

12. Wir setzen auf Kooperationen
    Zukünftig wollen wir weiterhin und vielleicht sogar noch stärker auf gemeinsame Projekte mit anderen Akteur*innen setzen und dadurch Zugänge erweitern. Unsere Projekte im Rahmen des Innovationsfonds zeigen uns hier den Weg auf. Gemeinsam mit anderen wollen wir lernen und dadurch noch offener werden.

Matthias Laurisch, Dipl.-Soziologe, ist Referent für Bildung und Jugendpolitik bei der Deutschen Bläserjugend. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Rahmenbedingungen für junges Engagement, Vereins- und Verbandsentwicklung, Jugendpolitik, Projektkoordination innerhalb der Bläserjugend und an der Bundesakademie für musikalische Jugendbildung Trossingen.



SICH GEMEINSAM ENGAGIEREN >>
Inklusive Freiwilligen Tandems

Was ist ein inklusives Freiwilligen Tandem?

Ein inklusives Tandem setzt sich aus zwei jungen Menschen im Alter von 15 bis 27 Jahren zusammen, wobei eine*r von beiden mit einer so genannte „Behinderung" lebt. Sie engagieren sich zusammen ehrenamtlich für eine Sache. Oder sie beteiligen sich gemeinsam in kulturellen oder sportlichen Angeboten.

Welche Arten von Tandems gibt es?

- regelmäßige Tandems, die sich über einen längeren Zeitraum als festes Team für eine Sache engagieren. Dazu gehört z. B. ein gemeinsames Freiwilliges Soziales Jahr oder die regelmäßige Mitarbeit in einer Einrichtung.

- unregelmäßige Tandems, die sich für ein kurzes Projekt oder nur für eine Veranstaltung zusammenfinden

- wechselnde Tandems, d. h. der junge Mensch mit Behinderung hat keine feste Tandemperson. Er* Sie engagiert sich selbständig in einer Einrichtung oder einem Verein und wird dabei je nach Einsatzbereich von jemandem aus dem Team vor Ort unterstützt.

- Groß-Tandems: mehrere junge Menschen engagieren sich in einem Projekt gemeinsam.

Wozu Tandems?

Junge Menschen mit und ohne Behinderung haben nach wie vor im Alltag wenig Möglichkeit sich zu begegnen. Durch gemeinsame Bau-, Spiel- und Sportangebote und das gemeinsame freiwillige Engagement werden Begegnungsräume geschaffen und die jungen Menschen werden durch ihre gemeinsamen Aktivitäten zu Inklusionsbotschafter*innen. Tandems geben vielfältige Impulse für eine inklusive Kultur in Jugendeinrichtungen, Sportvereinen, kulturellen Angeboten sowie Jugendringen.

Erfahrungen

Es stellte sich heraus, dass ein kontinuierliches Engagement von jungen Menschen mit Behinderung einfacher in Einrichtungen umgesetzt werden konnte, die bereits Erfahrungen mit einer inklusiven Öffnung gemacht haben. Hier wurde auch oft keine feste Tandemperson benötigt – die Beteiligten lernten sich kennen und wussten dann, wann welche Unterstützung notwendig war.

In Einrichtungen ohne Erfahrungen mit inklusiver Praxis war eine erfahrene Assistenzkraft und die Begleitung durch Projektmitarbeiter*innen notwendig, um während des Projektverlaufes aufzuzeigen, wie ehrenamtliche Mitarbeit von jungen Menschen mit Behinderungen aussehen kann. Hatte sich dies in einer Einrichtung etabliert, konnte die Einrichtung sie zukünftig alleine weiterführen.



Resonanz bei den Beteiligten

In der Regel kamen junge Menschen mit einer Behinderung auf uns zu und wollten ehrenamtlich tätig werden. Der weitere Weg war dann: Akquise von Assistent*innen, Gespräche mit Eltern, Assistent*innen, jungen Menschen und betreuenden Einrichtungen, Begleitung während des Einsatzes in der Einrichtung.

Eine 16jährige junge Frau mit einer Behinderung, die jahrelang als Teilnehmerin ein Ferienprogramm besuchte, arbeitet nunmehr entsprechend ihrem Alter als ehrenamtliche Mitarbeiterin im Versorgungsbereich des Ferienangebotes mit.

In sozialen Einrichtungen gibt es genügend Arbeiten, die mit einer entsprechenden Assistenz sehr gut oder besonders gut von Menschen mit Unterstützungsbedarf übernommen werden können, z. B. Einkäufe mit E-Rolli und Anhänger können zu Fuß übernommen werden.

Was sollte man berücksichtigen

Nach wie vor neigen wir dazu, über die Köpfe von jungen Menschen, über deren Wünsche, Fähigkeiten u. a. zu entscheiden. Wir haben in beiden Landkreisen an einer Sonderpädagogischen Schule ein Jugendforum durchgeführt. Unsere Erfahrung war, dass junge Menschen mit Behinderungen – selbstverständlich – sehr genau wissen, was sie wollen oder nicht. Manchmal scheitert es an einer verständlichen Sprache.

Inklusive Tandems und Mitarbeit braucht Aufbauarbeit. Diese ist in der Regel mit sehr viel Zeit und Begleitung verbunden. Es gibt auch keine allgemeinen Rezepte. Inklusion ist abhängig von Ort, Personen, Institutionen, Einsatzbereichen … und damit sehr individuell. Eine wichtige Rolle in der Arbeit mit jungen Menschen mit Behinderungen spielen Eltern. Für ein erfolgreiches Miteinander müssen sie auf jeden Fall einbezogen werden.

Was wir sonst noch wichtig finden

Es müssen Projekte und Veranstaltungen zur Erprobung/Umsetzung von Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen geplant und durchgeführt werden.

Mobilität, innerhalb der Einrichtung und auf dem Weg dorthin, ist ein bedeutender Faktor für Beteiligung. Wie kommen die Menschen zu dem Ort, wo sie sich engagieren wollen? Nicht alle können oder dürfen öffentliche Verkehrsmittel benützen. Nicht alle jungen Menschen mit Rollstuhl haben Eltern, deren Freizeitgestaltung im Fahrdienst liegt.

Danielle Gehr, Kreisjugendring Esslingen e.V.,
danielle.gehr@kjr-esslingen.de

Angelika Roth, Kreisjugendring Rems-Murr e.V.,
angelika.roth@jugendarbeit-rm.de

Frank Baumeister, Kubus e.V. Stuttgart,
frank.baumeister@kubusev.org

INKLUSIONS-CHECK: WIE OFFEN WOLLEN WIR GEMEINSAM SEIN?

Möchten wir Inklusion nachhaltig in unserer Organisation, unserem Verein oder Team verankern, müssen alle zusammen an einem Strang ziehen. Nicht nur die Haltung einzelner Beteiligter ist wichtig – entscheidend ist, wie alle Mitarbeiter*innen sich zum Thema Inklusion positionieren und welche gemeinsame Haltung wir verkörpern möchten:

1. Fühlen sich bei uns alle Stellen, Abteilungen und Mitarbeiter*innen verantwortlich, eine inklusive Kultur zu entwickeln?
2. Gibt es bei uns ausreichend Möglichkeiten, sich im Team über die eigenen Auffassungen, Ziele, Barrieren und Möglichkeiten auszutauschen?
3. Sehen wir Vielfalt als Bereicherung und Entwicklungsmotor und nicht als Problem, das es zu lösen gilt?
4. Thematisieren wir Diskriminierung und Vorurteile im Team?
5. Verstehen wir Inklusion als kontinuierlichen Prozess?
6. Nutzen wir die Vielfalt und die Herkunft aller Mitarbeiter*innen zur Verbesserung der Angebote?
7. Verstehen wir es als gemeinsames Ziel, die Teilhabechancen für alle Kinder und Jugendlichen zu verbessern?



5 WEITER_LERNEN >>
Weiterbildung und Qualifizierung

IN.CIRQUE >>
Ein didaktisches Konzept für eine inklusions-orientierte Zirkuskunst

Mit seinem Weiterbildungsprojekt „Inklusions-orientierte Zirkuspädagogik“ macht das Zentrum für bewegte Kunst (ZBK) gegenwärtig einen wichtigen Schritt in Richtung Inklusion in der Zirkusarbeit. Denn hier coachen erfahrene Zirkusartist*innen mit Behinderung teilnehmende Zirkus- und andere Pädagog*innen.

Inklusions-orientierte Zirkuspädagogik ist Handarbeit

Das ZBK hat mit seiner „IN.CIRQUE“-Didaktik ein inklusionsorientiertes Weiterbildungsformat für eine moderne Zirkuspädagogik entwickelt. Zirkuskünste, tanzpädagogische Arbeitsformen, Elemente der Schauspielpädagogik und ein Crossover-Ansatz moderner Theorien aus Pädagogik, Neurobiologie und Inklusionsforschung gehen darin eine Synthese ein. Hierbei verfolgt das ZBK die Idee von George Bernhard Shaw: „Der einzige Mensch, der sich vernünftig benimmt, ist mein Schneider. Er misst mich jedes Mal neu aus, wenn er mich trifft.“ So wie ein Schneider einen Maßanzug entwirft, so entwickelt das ZBK passgenaue Methoden für eine inklusions-orientierte Zirkuspädagogik, die die alte Idee von „Zirkus – Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit“ im Sinne von „Zirkus für alle“ aufgreift, konzeptioniert und in die Praxis umsetzt. Die passgenaue Verständigung/ Kommunikation und die Vermittlung der Entwicklung technischer Fertigkeiten und künstlerischer Gestaltungsformen sowie pädagogische Vermittlungsmethoden werden situativ und prozesshaft für jede Zielgruppe entwickelt – und dann in eine allgemeine Methodik und Didaktik übertragen.

Selbstbewusste Mitgestaltung der Artist*innen des Circus Sonnenstich

Eine Besonderheit dieser Weiterbildung ist das inklusive Leitungsteam: Die Teilnehmer*innen werden in allen Kursmodulen von Artist*innen des Circus Sonnenstich mit Down-Syndrom unterrichtet und bei der Erarbeitung zentraler Inhalte begleitet. Sie bringen dabei ihre Kenntnisse und Erfahrungen aus 20 Jahren Zirkusarbeit ein. Dieser inklusions-orientierte Ansatz beinhaltet menschenrechtliche Prinzipien wie Nichtdiskriminierung und Chancengleichheit, ebenso Partizipation und Empowerment. Die Artist*innen des Circus Sonnenstich sind im gesamten Prozess der Weiterbildung mit ihrer fachlichen Kompetenz und Leidenschaft für Zirkus selbstbewusste Impulsgeber *innen und Expert*innen für Technik-Gestaltung.

Ziele und Schwerpunkte

Die Teilnehmer*innen erleben in der Weiterbildung vielfältige Perspektivwechsel und Sichtweisen auf Inklusion: Die Künstler*innen mit Down-Syndrom vermitteln als Expert*innen für Artistik eine ganzheitliche Idee von Inklusion, die auf ihren Erfahrungswerten, Wahrnehmungs- und Bewegungsqualitäten, sowie Bedingungen und Strukturen ihrer Neurodiversität aufbaut. Die Teilnehmer*innen der Weiterbildung lernen Denkweisen, Handlungsmuster und künstlerische Ausdrucksformen der ZBK-Artist*innen aus deren Perspektive kennen. Dabei stehen alle Akteur*innen in einem gleichberechtigten Expertenaustausch kompetenter Menschen mit verschiedenen Weltzugängen.

Die Trimester der Weiterbildung

Die Weiterbildung ist strukturiert durch einen inhaltlichen Drei-Klang:

Erstes Trimester: Grundlagen einer inklusiven Zirkusarbeit

1. Grundlagen einer inklusions-orientierten Zirkuspädagogik in praktischen Übungen, Theorie-Inputs und Gruppenreflexionen
2. Bewegungsanalyse von artistischen Techniken und Methodik von Bewegungsbegleitung
3. Schauspiel- und Bewegungspädagogik nach Michael Chekhov als künstlerische Grundlage für pädagogisches Denken

Zweites Trimester: Inklusive Technik und Didaktik ausgewählter Zirkusdisziplinen

4. Akrobatik: Zugänge und Umsetzung von akrobatischem Bewegungslernen nach der IN.CIRQUE-Didaktik
5. Balance-Techniken: Vermittlung innerer und äußerer Balance mit den ZBK-Strukturprinzipien
6. Luftartistik: Trapeztraining auf Grundlage aktueller physiotherapeutischer Erkenntnisse

STIMMEN VON TEILNEHMER*INNEN DER WEITERBILDUNG:

„Ich konnte von den Artisten lernen, wie viel Ruhe, Sicherheit und Kompetenz Menschen ausstrahlen, denen Raum und Zeit gegeben wird, sich frei von Urteilen und Grenzen zu entwickeln und mit ihrer Persönlichkeit zu strahlen."
Angelina Jahn

„Inklusiv zu denken heißt, ein Potenzial sehen, da wo andere ein Problem sehen. Das heißt, nicht sagen: ‚Ach ja, der hat Down-Syndrom, der ist behindert, das schafft er nicht …'. Sondern: ‚Hmm, was könnte er machen? Vielleicht kann er nicht das und das, aber er kann bestimmt das oder das, vielleicht besser als ich…? Wie kann ich ihm helfen? Braucht er überhaupt meine Hilfe? Vielleicht kann er mir mit irgendwas helfen …' Also, erst einmal die Perspektive wechseln, anstatt a priori ausrufen: ‚Nein, das geht nicht'." Roman Škadra

„Inklusion bedeutet die Klärung der Fragen, welche Strukturen, Abläufe und Aufgabenstellungen dem eigenen Handeln und angeborenen Möglichkeiten jedes Einzelnen im Weg stehen – und wie diese Hindernisse bei der Umsetzung selbstgewählter Ziele überwunden werden können. Insofern hat Inklusion gar nichts mit der Frage zu tun, wer „behindert" ist. Erst die gemeinsame Suche nach Antworten für die Beseitigung dieser Hindernisse macht selbstbestimmtes Handeln möglich und führt zu Inklusion. Die zu findenden Antworten müssen konkret und praxiserprobt sein und bilden die Grundlage für einen vielfältigen Werkzeugkasten für das Handwerk Inklusion."
Steffen Lewandowski

Drittes Trimester: Choreographische Gestaltung und Zusammenschau der inklusiven Didaktik

7. Wahlmodul: Grundlagen der Diabolo-Techniken oder Spielformen mit Hula-Hoop-Reifen
8. Choreographische Bewegungsgestaltung u. Präsentation
9. Zusammenfassendes Kursmodul: Inhalte und Didaktik einer inklusiven Zirkuspädagogik

Erfahrungen der Teilnehmer*innen der Weiterbildung

Die Teilnehmer*innen der Weiterbildung sind von der Zusammenarbeit mit den Sonnenstich-Artist*innen auf vielen Ebenen inspiriert. Sie nehmen die Artist*innen als kompetente Expert*innen wahr und erfahren eine neue Sichtweise auf den Begriff Normalität: Jeder Mensch ist anders normal. Das ist ein Anstoß zu einer grundlegenden Öffnung von uns sogenannten „Normalen". Wenn wir Inklusion ernst nehmen wollen, müssen wir folglich vor allem an uns selbst und unseren Sichtweisen arbeiten. Darüber hinaus haben die Teilnehmer*innen erkannt, dass Inklusion vor allem bedeutet, sich mit den unterschiedlichen Menschen vor Ort auseinanderzusetzen, sie kennenzulernen und auf diese Weise individuelle methodische Möglichkeiten für alle zu entwickeln. Im Verlauf der Weiterbildung stellen die Zirkuspädagog*innen ihre Rolle und Funktion als „wissende(r) Trainer*innen" infrage, sie werden zu Bewegungsforscher*innen und erleben die Artist*innen des Circus Sonnenstich als stark, kompetent und richtungsweisend. Die Teilnehmer*innen der Weiterbildung sind damit wichtige Multiplikator*innen für die Professionalisierung einer inklusionsorientierten Zirkuspädagogik in Deutschland.

Michael Pigl-Andrees, Diplom-Sozialpädagoge mit Schwerpunkt Spiel- und Theaterpädagogik, ist seit 1997 pädagogischer Leiter des Circus Sonnenstich. 2011 hat er zusammen mit seiner Partnerin Anna-Katharina Andrees (Regisseurin des Circus Sonnenstich) das Zentrum für bewegte Kunst e. V. gegründet. Daneben gibt er deutschlandweit Workshops für Balance, inklusive Zirkuspädagogik und Jonglage. 2016 veröffentlichte er mit seiner Partnerin für das ZBK mit „IN.CIRQUE – Methoden, Werkzeuge und Visionen für eine inklusionsorientierte Zirkuskunst" ein 56-seitiges Magazin als Grundlage für eine inklusive Didaktik.

Weitere Informationen: www.zbk-berlin.de/weiterbildung/in-cirque-berufsbegleitende-weiterbildung/

EINFACH MAL ÜBER DEN TELLERRAND SCHAUEN >>

Gedanken zum Begriff und zur Umsetzung von Inklusion

> *„Wenn es kein Wort für die gleichberechtigte Teilhabe von allen Menschen gibt – ob hochbegabt, behindert, erkrankt, jung, alt, mit Migrationshintergrund, anderem Geschlecht oder unterschiedlicher Sexualpräferenz – dann haben wir als Aktivist*innen auch nichts zum Anpacken."* Raúl Aguayo-Krauthausen

Das Wort Inklusion ist in unserer Gesellschaft an vielen Stellen präsent und es wird vielfach diskutiert. Was Menschen jedoch darunter verstehen, kann sehr unterschiedlich sein. Bis heute wird Inklusion vorwiegend auf seinen Ursprung in der amerikanischen Behindertenbewegung in den 70er Jahren bezogen: die Forderung nach gesellschaftlicher Teilhabe für Menschen mit Behinderung. Ein weites Verständnis von Inklusion hingegen fordert, dass alle Menschen, unabhängig von Alter, Geschlecht, sexueller Orientierung, kultureller und/oder sozialer Herkunft und psychischer oder physischer Behinderung, als gleichberechtigter Teil in unserer Gesellschaft akzeptiert und wertgeschätzt werden. Inklusion ist Bestandteil jedes Menschenrechts.

Eine Auseinandersetzung mit dem Begriff und der Idee dahinter betrifft demnach alle. Aber wie sensibilisiert man Menschen für das Thema Inklusion? Und lässt sich verdeutlichen, dass Inklusion nicht nur die Menschen betrifft, die am Rande der Gesellschaft stehen und vermeintlich „inkludiert" werden müssen? In einem Gespräch mit Claudia Engelmann, Jörg Kowollik, Matthias Laurisch und Uwe Kramer sind wir diesen Fragen auf den Grund gegangen. Wir haben uns ganz praktisch gefragt: Inklusion, wie kann das funktionieren?

Inklusion – ein „Thema, das die Leute in die Flucht treibt"?

Inklusion ist ein komplexer Begriff. Ein Begriff, der zahlreiche Fragen aufwirft. Das erfahren auch die Interviewpartner*innen in ihrer Praxis: „Das Wort ist oft mit sehr vielen Bildern und Werten besetzt. Das Wichtigste ist daher, sich nicht von dem Wort abschrecken zu lassen", so Jörg Kowollik. „Das Thema Inklusion ist keins, was die Leute jetzt total vom Hocker reißt, es ist ein Thema, dass eher in die Flucht treibt", findet Uwe Kramer. Obwohl die Erfahrungen in den einzelnen Projekten sehr vielfältig waren, zeigte sich dennoch flächendeckend bei allen Projekten eine generelle Schwierigkeit mit dem Begriff Inklusion selbst.

Wo liegt aber genau das Problem mit dem Begriff? Laut Matthias Laurisch und Uwe Kramer ist vor allem ein scheinbar verspürter „Inklusionszwang" ein Hindernis auf dem Weg, Inklusion zu verwirklichen. „Für die Idee Inklusion ist es unfassbar schädlich, wenn wir sie überpädagogisieren und moralisch aufladen", so Laurisch. Statt „Inklusionskeulen" fordert Claudia Engelmann daher eine Auseinandersetzung, die vor allem beim Individuum selbst ansetzt: „Inklusion fängt im Herzen an und in meinem nahen Umfeld."

Auch kann es hilfreich sein, an bereits bestehende Konzepte in der Kulturellen Bildung, wie etwa Partizipation, anzuknüpfen, findet Matthias Laurisch:

> *„Wenn die Leute wissen, was Partizipation heißt, dann ist das sehr gut anschlussfähig, um anschließend über Inklusion zu reden. Auf diese Weise schaffen wir Verknüpfungen zu Konzepten, die bereits bekannt sind."*

Der Weg ist das Ziel: Selbstreflexion als ständiger Begleiter

Um dem Thema den negativen Druck zu nehmen, empfiehlt Uwe Kramer eine Fokussierung auf die Ideen und Gedanken, die hinter dem großen Wort Inklusion stehen. Welches Grundverständnis liegt dem Wort Inklusion zugrunde? Welche Rolle spielt das Thema in meinem Alltag? Die Beschäftigung mit dem Thema Inklusion fordert eine Beschäftigung mit der eigenen Person und dem eigenen Umfeld. Hierbei müssen wir uns selbst auch unangenehme Fragen stellen, betont Matthias Laurisch, beispielsweise: „Wo werde ich selbst diskriminiert bzw. ausgeschlossen? Wo erlebe ich es, dass andere diskriminiert/ausgeschlossen werden? Aber auch: Wo diskriminiere ich selbst andere Menschen und schließe sie aus?"

Auch in der Kulturellen Praxis ist es wichtig, sich und das eigene Verhalten konstant zu hinterfragen. Gerade in Hinblick auf die Arbeit mit heterogenen Gruppen ist Selbstreflexion als Werkzeug unumgänglich „Wie verhalte ich mich bei Situationen gegenüber anderen Menschen? Was schränkt mich ein? Wo liegen meine eigenen Hürden? Wo habe ich Scheuklappen? Und vor allem: Wie beeinflusst meine eigene Biographie meine Haltung? Das sind sehr wichtige Fragen", erzählt Jörg Kowollik. „Es ist wichtig, selbstreflektiv und offen zu sein", ergänzt er.

Zielgruppe *alle?*

Fangen wir bei uns selbst, dem Verein oder der Organisation, in der wir arbeiten, an und überprüfen die eigenen kulturellen Bildungsangebote auf Inklusion, eröffnet sich ein breites Feld an Fragen und potenziellen Handlungsfeldern: Welche Zielgruppe spreche ich mit meinen Angeboten an? Wen erreiche ich nicht? Und warum? Wer die eigenen Angebote inklusiv öffnen möchte, muss sich zwangsläufig mit diesen Fragen auseinandersetzen.

Problematisch sehen jedoch alle Interviewpartner*innen das Streben danach, mit einem Angebot alle erreichen zu wollen. „Wir werden niemals alle erreichen", erklärt Claudia Engelmann, „wir sollten daher auch nicht diesen Anspruch verfolgen. Wichtig ist, sich dessen bewusst zu werden, wen wir erreichen wollen und dann zu fragen: Wie können wir das tun?" Gerade für die Umsetzung in der Praxis spielt die Frage nach den Teilnehmer*innen eine wichtige Rolle. Nicht zu vernachlässigen ist hier die Tatsache, dass sehr heterogene Gruppen auch einen

höheren Betreuungsaufwand mit sich bringen. „Wir dürfen uns selbst auch nicht mit dem eigenen Angebot überfordern, mit der Idee unbedingt alle Leute mit einbeziehen zu müssen“, resümiert Jörg Kowollik:

> *„Es ist wichtig, dass ich mir selber eingestehe, dass ich nicht immer alles in jeder Gruppe leisten kann, dass ich die eigenen Ansprüche nicht zu hoch setzte. Wenn ich eine Theatergruppe habe, in der sehr viele Jugendliche aus schwierigen Lebenslagen sind, kann ich nicht noch zehn Jugendliche dazu nehmen, die geringe deutsche Sprachkenntnisse haben – das ist eine Überforderung. So kann ich keinem mehr gerecht werden.“*

Das sieht auch Matthias Laurisch so: „Wir können nicht mit einem Mal alle Barrieren einreißen. Wichtig ist klein anzufangen. Das hat ganz viel damit zu tun, einfach mal über den Tellerrand zu schauen.“ Dieser Perspektivwechsel ist wichtig, um sich für die Idee der Inklusion zu öffnen, um Angebote öffnen zu können.

Schritt für Schritt: Inklusion braucht Zeit!

Essentiell für die Auseinandersetzung mit Inklusion ist vor allem das Wissen, dass es sich dabei um langfristige Prozesse handelt. Inklusion braucht Zeit und geht nicht von jetzt auf gleich! An diesem Punkt sind sich alle Interviewpartner*innen einig „Die Beschäftigung mit Inklusion ist ein individueller Prozess, bei dem es keine fertigen Lösungen gibt. Daher ist es wichtig, dass es keine festen Zielvorgaben gibt“, erklärt Matthias Laurisch, „darüber hinaus ist es entscheidend, den Menschen zu vermitteln, dass es nicht schlimm ist, klein anzufangen.“

Hierbei ist es auch wichtig sich einzugestehen, dass bestimmte Sachen eventuell nicht inklusiv umsetzbar sind. „Wenn es bei einem Veranstaltungsort keinen Fahrstuhl gibt, dann schließen wir automatisch alle Personen, die einen Rollstuhl benutzen, aus“, resümiert Claudia Engelmann. Für sie ist es deshalb umso wichtiger, dass diese Situation transparent dargestellt und kommuniziert wird:



„Wenn bestehende Barrieren offen kommuniziert werden, sind die Leute dankbar und finden es meist gar nicht so schlimm. Es zeigt den Menschen, dass wir dran sind und dass wir uns bemühen – niemand kann von heute auf morgen eine neue Welt zaubern, in der alle Räume barrierefrei ausgestattet sind."

Der Prozess des Transparent-Machens ist grundlegend für die Entwicklung einer inklusiven Haltung. „Es zeigt den Betroffenen, dass wir sie und ihre individuellen Bedürfnisse anerkennen, dass wir sie ernst nehmen", betont Claudia Engelmann.

Eigene Erfahrungen sammeln

Gerade weil der Begriff Inklusion mit einem großen theoretischen Diskurs beladen ist, ist es umso wichtiger, dass wir die Prinzipien der Inklusion für Menschen individuell und praktisch erfahrbar machen. Die Menschen müssen ihre eigenen Erfahrungen sammeln, dafür plädieren Matthias Laurisch und Jörg Kowollik. Das funktioniert laut Kowollik besonders gut in der gemeinsamen künstlerischen Auseinandersetzung:

„Ich glaube, dass es eigentlich darum geht, dass wir die Leute positive Erfahrungen machen lassen, sowohl als Sehende – als Zuschauerinnen und Zuschauer – als auch als Teilnehmende und als Anleitende."

Grundvoraussetzung hierfür ist, sich auf das „Abenteuer Inklusion" einzulassen. Dafür ist es notwendig, sich aus der eigenen Komfortzone heraus zu bewegen, findet Uwe Kramer. „Erst dann ist Lernen möglich."

INKLUSIONS-CHECK: WIE OFFEN LERNEN WIR DAZU?

Inklusionsprozesse brauchen Zeit und eine nachhaltige Auseinandersetzung. Um nicht in „alte Strukturen" zurückzufallen, ist es wichtig, am Thema dran zu bleiben. Hierzu gehört auch die Bereitschaft, sich mit anderen Menschen auszutauschen und von ihnen zu lernen:

1. Bieten wir selbstverständlich **Maßnahmen** an, um Mitarbeiter*innen für die Bedürfnisse unterschiedlicher bzw. heterogener Gruppen zu sensibilisieren?
2. Werden Mitarbeiter*innen angemessen in IT-Anwendungen geschult, die zu mehr Barrierefreiheit beitragen?
3. Gibt es Leitlinien, die den Mitarbeiter*innen Orientierung geben zur Verbesserung des eigenen Angebots?
4. Woher bekommen wir Ideen für mehr Offenheit? Findet ein regelmäßiger Wissenstransfer im Team und mit Kooperationspartner*innen statt?
5. Gibt es Erfahrungen, wie konstruktiv mit Misserfolgen umgegangen werden kann und werden sie als positive Lernerfahrungen genutzt?
6. Wo brauchen wir Unterstützung? Und wo können wir uns Unterstützung holen?



6 WEITER_DENKEN >>
Literatur und Praxishilfen

VERTIEFENDE LITERATUR

Aktion Mensch e.V. (Hrsg.) (2014): Wissen Inklusion. Themenheft: www.aktion-mensch.de/themen-informieren-und-diskutieren/bildung/bildungsservice/materialsuche/detail.html?id=33 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Brokamp, Barbara (2016): „Inklusion als Aufgabe und Chance für alle“: www.kubi-online.de/artikel/inklusion-aufgabe-chance-alle (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Boban, I. / Hinz, A. (2003): Der Index für Inklusion – eine Möglichkeit zur Selbstevaluation von „Schulen für alle“. In: Feuser, G. (Hrsg.): Integration heute – Perspektiven ihrer Weiterentwicklung in Theorie und Praxis. Hamburg. S. 37-46.

Bundesjugendkuratorium (2008): „Pluralität ist Normalität für Kinder und Jugendliche“. Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums: www.bundesjugendkuratorium.de/assets/pdf/press/bjk_2008_1_stellungnahme_migration.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2011): Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft. Der Nationale Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. Berlin.

Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. (BKJ) (2009): Magazin KULTURELLE BILDUNG Nr. 4. Strategie Kulturelle Vielfalt: www.bkj.de/fileadmin/user_upload/documents/Publikationen/Magazin_KULTURELLE_BILDUNG/bkj_kulturelle_bildg_nr4.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e.V. (BKJ) (2014): Themenheft Diversität. SEID IHR ALLE DA? Bildungsbündnisse diversitätsbewusst gestalten: www.kuenste-oeffnen-welten.de/wp-content/uploads/2015/09/PU_20140912_Themenheft_Diversitaet_KoeW_BKJ.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Deutsche UNESCO-Kommission e. V. (2014): „Bonner Erklärung zur inklusiven Bildung“: www.unesco.de/gipfel_inklusion_erklaerung.html (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Deutsche UNESCO-Kommission e. V. (2005): „Übereinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“: www.unesco.de/konvention_kulturelle_vielfalt.html?&l=0 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Deutscher Kulturrat (2014): Dossier Kultur bildet. Ausgabe Nr. 5: www.kulturrat.de/wp-content/uploads/2016/04/kultur-bildet-5_final.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Dorrance, Carmen / Dannebeck, Clemens (Hrsg.) (2013): Doing Inclusion. Inklusion in einer nicht inklusiven Gesellschaft. Bad Heilbrunn.

Drücker, Ansgar (Hrsg.) (2013): Die interkulturelle Öffnung der Jugendverbandsarbeit. Bestandsaufnahme und Erfahrungen aus Projekten. Reader für Multiplikator_innen in der Jugend und Bildungsarbeit. Im Auftrag des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusarbeit (IDA). Düsseldorf.

Feige, Judith (2013): „Barrieren in den Köpfen“ abbauen! Bewusstseinsbildung als Verpflichtung. Positionen Nr. 8 – Deutsches Institut für Menschenrechte, Berlin: www.institut-fuer-menschenrechte.de/uploads/tx_commerce/Positionen_Nr_8_Barrieren_in_den_Koepfen_abbauen_Bewusstseinsbildung_als_Verpflichtung.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Fiedler, Herbert / Land, Ronit / Martens, Gitta / Roth, Michael M. / Schultze, Barbara (Hrsg.) (2014): Ausgrenzung hat viele Gesichter. Impulse und Reflexionen aus der kulturpädagogischen Praxis. Schriftenreihe Kulturelle Bildung Vol. 44. München.

Fuchs, Max (2014): „Elfenbeinturm oder menschliches Grundrecht? Reflexion auf die Fachtagung ‚MIND THE GAP! Zugangsbarrieren zu kulturellen Angeboten und Konzeptionen niedrigschwelliger Kulturvermittlung‘“: www.kubi-online.de/artikel/elfenbeinturm-oder-menschliches-grundrecht (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Glaser, Uli (2014): „Mythos Kultur für Alle? Kulturelle Teilhabe als unerfülltes Programm“: www.kubi-online.de/artikel/mythos-kultur-alle-kulturelle-teilhabe-unerfuelltes-programm-4 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Gummich, Judy / Feige, Judith (2013): „Inklusion – ein menschenrechtlicher Auftrag“. In: Betrifft Mädchen, 26 Jg. (4), S. 148–154.

Josties, Elke (2013): „Alles nur ein Zufall?! Das Recht auf kulturelle Teilhabe“. In: Soziale Arbeit. Zeitschrift für soziale und

sozialverwandte Gebiete. 62. Jahrgang. DZI Eigenverlag Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen. Berlin. S. 358–367.

Keuchel, Susanne (2016): „Zur Diskussion der Begriffe Diversität und Inklusion – mit einem Fokus der Verwendung und Entwicklung beider Begriffe in Kultur und Kultureller Bildung“: www.kubi-online.de/artikel/zur-diskussion-begriffe-diversitaet-inklusion-einem-fokus-verwendung-entwicklung-beider (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Kolland, Dorothea (2015): „Diversity, Transkulturalität und Identität“: www.kubi-online.de/artikel/diversity-transkulturalitaet-identitaet (letzter Zugriff am 7. Dezember 2016).

Kolland, Dorothea (2013): Künste, Diversity und kulturelle Bildung. 30 Jahre kommunale Kulturarbeit zwischen Kultur- und Gesellschaftspolitik – Reflexionen, Erfahrungen und Konzepte. München.

Krebber-Steinberger, Eva (2016): „Inklusion braucht einen Perspektivwechsel – Dimensionen gelingender inklusiver musikkultureller Bildung“: www.kubi-online.de/artikel/inklusion-braucht-einen-perspektivwechsel-dimensionen-gelingender-inklusiver (letzter Zugriff am 24. Feburar 2017).

Lutz-Sterzenbach, Barbara / Schnurr, Ansgar / Wagner, Ernst (Hrsg.) (2013): Bildwelten remixed. Transkultur, Globalität, Diversity in kunstpädagogischen Feldern. Bielefeld.

Mandel, Birgit (2013): Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen. Bielefeld.

Messerschmidt, Astrid (2013): Analysen von Diskriminierungen, Entfaltungen von Diversitäten und das Verschwinden von Kritik. In: Erwägen – Wissen – Ethik, 24. Jahrgang, Heft 3/2013, S. 429–431.

Mecheril, Paul / do Mar Castro Varela, Maria / Dirim, Inci / Kalpaka, Annita / Melter, Claus (2010): Migrationspädagogik. Weinheim / Basel.

Moser, Sonja (2010): Beteiligt sein. Partizipation aus der Sicht von Jugendlichen. Wiesbaden.

Schmitt, Caroline (2016): „Inklusion, Interkulturelle Öffnung, Diversity – Professionstheoretische Überlegungen zu einem kritisch-reflexivem Inklusionsverständnis“. In: Zeitschrift für Inklusion-online.net: www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/365/295 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Tiedeken, Peter (2012): „Kunst und Inklusion – Aktive Mitgestaltung statt passiver Teilhabe“. In: Zeitschrift für Inklusion-online.net: www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/71/71 (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Terkessidis, Mark (2012): Interkultur. Berlin.

Voigts, Gunda (2015): Kinder in Jugendverbänden. Eine empirische Untersuchung zu Strukturen, Konzepten und Motiven im Kontext der gesellschaftlichen Debatten um Inklusion. Opladen.

Voigts, Gunda (2014): „Inklusion als Auftrag: Eine Standortbestimmung von Kinder- und Jugendarbeit auf dem Weg zu inklusiven Gestaltungsprinzipien“. In: neue praxis, 44 Jg. (2), S. 140–149.

Voigts, Gunda (2013): „Partizipation von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen in der Kinder- und Jugendarbeit“. In: Teilhabe. Die Fachzeitschrift der Lebenshilfe. 52. Jg. (1), S. 19–25.

Wagner, Petra (Hrsg.) (2013): Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Freiburg im Breisgau.

ARBEITSHILFEN UND METHODEN-TIPPS

Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland/Aktion Mensch/Diakonie Deutschland (Hrsg.) (2015): Auftrag Inklusion. Perspektiven für eine neue Offenheit in der Kinder- und Jugendarbeit. Inhaltliche Grundlagen, Handlungsempfehlungen und Anregungen für die Praxis. Berlin u. a.

AWO Bundesverband e. V. (Hrsg.) (2014): Auf dem Weg zur Inklusion. Ein Arbeitsbuch. Berlin.

Bayerischer Jugendring (2004): Voll normal?! Partizipation von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen in der Jugendarbeit. Theorie und Praxis ihrer Beteiligung. München.

Behinderung und Entwicklungszusammenarbeit e. V. (bezev) (2014): Jetzt einfach machen! – Handbuch für den inklusiven Freiwilligendienst. Leitlinien zur Entsendung von Freiwilligen mit Beeinträchtigung oder Behinderung. Essen.

Boban, Ines / Hinz, Andreas (Hrsg.) (2003): Index für Inklusion – Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: www.csie.org.uk/resources/translations/IndexGerman.pdf (letzter Zugriff am 2. Juli 2014).

Czollek, Leah Carola / Perko, Gudrun / Weinbach, Heike (2012): Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen. München/Weinheim.

IJAB – Fachstelle für Internationale Jugendarbeit der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.) (2016): „Im Fokus: Mit Allen – Inklusion in der Internationalen Jugendarbeit“. IJAB

Journal 10. Jg. (2): www.ijab.de/uploads/tx_ttproducts/datasheet/ijab-journal-2016-2-web.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Interkulturelles Zentrum (IZ) Wien (Hrsg.) (2014): Vielfalt erleben – Gemeinschaft gestalten! Methoden, Übungen und Projektideen für Schule und Jugendarbeit: www.iz.or.at/images/doku/unterrichtsbehelf_2014_final_s.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Kreisau-Initiative (Hrsg.) (2013): Alle anders verschieden. Methodenbuch zur Gestaltung inklusiver internationaler Jugendbegegnungen. Berlin.

Landesarbeitsgemeinschaft Lokale Medienarbeit NRW (Hrsg.) (2012): Medienkompetent teilhaben! Materialien für eine inklusive Medienpädagogik. Schriften zur lokalen Medienarbeit Nr.11. Duisburg.

Meyer, T. / Kieslinger, Ch. (2014): Index für die Jugendarbeit zur Inklusion von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung. Eine Arbeitshilfe. Stuttgart. Online verfügbar unter: www.inklumat.de/sites/default/files/downloads/index-fuer-die-jugendarbeit-zur-inklusion-von-kindern-und-jugendlichen-mit-behinderung-stand-oktober-2014.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst (2015): „Interkultur für alle. Ein Praxisleitfaden für die Kulturarbeit“: www.mwk.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-mwk/intern/dateien/publikationen/Interkultur_fuer_alle_9.7.15_onlineVersion.pdf (letzter Zugriff am 24. Februar 2017).

Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hrsg.) (2015): Inklusion auf dem Weg. Trainingshandbuch zur Prozessbegleitung. Berlin.

Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hrsg.) (2011): Inklusion vor Ort – Der kommunale Index für Inklusion. Ein Praxishandbuch. Berlin.

Oskamp, Anke (2013): Inklusion in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Anforderungen an die Praxis, Checkliste. Eine Veröffentlichung der Landesarbeitsgemeinschaft Kath. Offene Kinder- und Jugendarbeit NRW. Köln.



Was ist Kulturelle Bildung?

Diese Broschüre erklärt in einfacher Sprache, warum Kulturelle Bildung gut ist für Kinder und Jugendliche.

Kinder und Jugendliche beschäftigen sich jeden Tag mit verschiedenen Dingen aus Kunst und Kultur:
Musik, Filme, Bücher, Computer-Spiele, Comics ...
Sie machen das freiwillig und haben Spaß dabei.
Und sie zeigen dabei,
wer sie sind, wie es ihnen geht und
was sie mögen.
Das ist **Kulturelle Bildung.**

Aber **Kulturelle Bildung** heißt auch:
Dinge selbst auszuprobieren.
Zum Beispiel:

- **ein Fest organisieren im Jugend-Zentrum,**
- **in einer Musik-Gruppe singen** oder
- **seiltanzen im Kinder-Zirkus.**





Beim Ausprobieren merken Kinder und Jugendliche,
was sie gut können.
Sie finden heraus, was sie gut oder schlecht finden
und welche Wünsche sie haben.
Das zeigen sie anderen.
Zum Beispiel mit einer Filmkamera,
im Internet oder auf einer Bühne.

Das alles ist **Kulturelle Bildung.**
Kulturelle Bildung findet immer da statt,
wo sich Kinder und Jugendliche mit Kunst und Kultur
beschäftigen oder ihre eigenen Ideen in die Tat umsetzen.

Kulturelle Bildung hilft Kindern und Jugendlichen dabei,
sich gut zu entwickeln. Deshalb ist es wichtig,
ihnen dafür gute Plätze und genug Zeit zu geben.
Zum Beispiel in der Schule oder in einem Jugend-Zentrum,
in einem Museum oder in einem Theater.

Vielleicht hat Ihr Kind auch Lust,
bei einem Angebot von **Kultureller Bildung** mitzumachen.
Oder Sie möchten sich für ein Angebot in
Ihrer Schule oder in Ihrem Stadtteil stark machen.

Wo und wie das möglich ist,
kann Ihnen der Verein BKJ sagen.
Auf der letzten Seite finden Sie die Telefonnummer und
die E-Mail-Adresse.

Bei Kultureller Bildung erleben Kinder und Jugendliche ganz neue Dinge

Bei den Angeboten von **Kultureller Bildung**
können Kinder und Jugendliche herausfinden,
was sie gut können und was ihnen Spaß macht.
Das macht Kinder und Jugendliche stark und selbstbewusst.

Tanzen, ein Musik-Instrument spielen, zeichnen, ein Bühnenbild bauen usw. – bei den Angeboten von **Kultureller Bildung** lernen Kinder und Jugendliche mit ihrem ganzen Körper:
durch Anhören und Anschauen, beim Singen und Sprechen,
durch Anfassen und Bewegen.
Dabei merken sie, dass sie ganz verschiedene Dinge können.
Und dass sie diese Dinge auch für andere Aufgaben in ihrem Leben nutzen können.



Bei den Angeboten von **Kultureller Bildung** merken Kinder und Jugendliche auch,
dass alles, was sie machen, eine Wirkung hat.
Wenn sie zum Beispiel eine Einladung schreiben
für ihre Theateraufführung,
dann kommen Leute zum Zuschauen.
So sehen sie, dass sie selbst etwas verändern können.



Bei den Angeboten von **Kultureller Bildung** lernen Kinder und Jugendliche viele verschiedene Menschen kennen.
So sehen sie,
dass alle Menschen unterschiedliche Wünsche haben
und unterschiedliche Dinge können.
Und dass es gut ist, wenn jeder Mensch etwas anderes kann.
Weil dann jeder bei einer anderen Sache helfen kann.

Kulturelle Bildung macht Kinder und Jugendliche stark

Wenn Kinder und Jugendliche Kunst machen,
stehen sie dabei selbst im Mittelpunkt.
Zum Beispiel, wenn sie ein **Theaterstück proben** oder
gemeinsam **die Geschichte für einen Film schreiben**.
Es geht dabei um ihre eigenen Wünsche,
um ihre Interessen und Ideen.



Wenn dann etwas nicht nach Plan läuft, suchen sie selber nach Lösungen und neuen Ideen.
Dabei merken sie,
wie es für sie am besten klappt und wie es am leichtesten ist.
Wenn sie später in ihrem Leben wieder mit neuen Dingen zu tun haben, dann wissen sie schon:
So geht es für mich am besten.
Und sie erleben: Es lohnt sich, nicht aufzugeben.

Kulturelle Bildung bringt viele Menschen zusammen

Bei den Angeboten von **Kultureller Bildung** kommen viele
unterschiedliche Kinder und Jugendliche zusammen:
Sie haben alle unterschiedliche Interessen und Stärken.
Sie leben in unterschiedlichen Familien.
Sie sprechen unterschiedliche Sprachen
oder haben unterschiedliche Meinungen.
Und deshalb haben sie auch unterschiedliche Ideen
für dieselbe Sache.

Zum Beispiel, wenn sie sich gemeinsam einen Film ausdenken:
Jeder hat eine andere Idee, was in dem Film vorkommen soll.
Keine Idee ist richtig oder falsch.
Jede Idee ist anders und jede Idee ist wichtig.
Und erst alle Ideen zusammen machen den Film interessant.
So lernen Kinder und Jugendliche:
Unterschiede zwischen Menschen sind wichtig und gut.



Zusammenhalt erleben

Wenn Kinder und Jugendliche zusammen mit anderen eine Zirkus-Show aufführen, ein Musical oder eine Ausstellung machen, erleben sie Zusammenhalt.
Sie lernen dabei,
dass sie das gemeinsame Ziel nur erreichen können,
wenn sie sich gegenseitig zuhören und gut aufeinander achten.
Sie erleben, dass alle wichtig sind.



Sprechen ohne Worte

Manchmal fällt es Kindern und Jugendlichen schwer,
über ihre Gefühle und Gedanken zu sprechen. Zum Beispiel,
wenn sie in einer schwierigen Lebens-Situation sind.
Die Angebote von Kultureller Bildung können dann wichtig für sie sein: Beim Malen, Tanzen oder Singen müssen sie nicht sprechen. Aber sie können dabei trotzdem ihre Gefühle zeigen.
Das hilft ihnen, besser damit klar zu kommen, was sie erlebt haben.
Das gilt für viele Kinder und Jugendliche.
Egal ob sie in Deutschland geboren sind,
erst später hergekommen oder hierher geflohen sind.

Bei Kultureller Bildung mitmachen!

Es gibt viele verschiedene Möglichkeiten, um bei **Kultureller Bildung** mitzumachen. Da findet jeder etwas, was zu ihm passt und jede etwas, was ihr Spaß macht.

Zum Beispiel

- **beim Kostüme-Nähen für die Schul-Theater-Aufführung,**
- **in der Regie von einer Film-Gruppe,**
- **beim Malen mit Pinsel und Papier,**
- **in der Ton-Technik vom Kinder-Chor,**
- **als Clown im Zirkus** oder
- **beim Bearbeiten von Fotos am Computer.**







Wo gibt es Angebote von Kultureller Bildung?

Bundesvereinigung
Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e.V.

Die **B**undesvereinigung **K**ulturelle Kinder- und **J**ugendbildung e. V. (**BKJ**) ist ein Verein.
Zu diesem Verein gehören 57 andere Vereine aus ganz Deutschland.
Diese Mitglieds-Vereine von der BKJ setzen sich für verschiedene Dinge ein, zum Beispiel:

- für Musik und Tanz,
- für das Theater oder das Museum,
- für Bücher, Filme und noch viel mehr.

Alle Mitglieds-Vereine machen verschiedene Angebote von Kultureller Bildung für Kinder und Jugendliche überall in Deutschland.

Der Verein BKJ unterstützt die Mitglieds-Vereine bei ihrer Arbeit.
Und er setzt sich außerdem dafür ein, dass Kulturelle Bildung von den Politikerinnen und Politikern beachtet wird.
Das macht der Verein BKJ in den einzelnen Bundesländern und auch in der Zusammenarbeit mit anderen Ländern auf der ganzen Welt.

Der Verein BKJ wird bei seiner Arbeit von der Politik unterstützt.
Darum kümmert sich das **B**undes**m**inisterium für **F**amilie, **S**enioren, **F**rauen und **J**ugend (**BMFSFJ**).

Gefördert vom

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Haben Sie Fragen zu Angeboten von Kultureller Bildung? Dann rufen Sie uns an oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

Bundesvereinigung
Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V.
Küppelstein 34
42857 Remscheid
Telefonnummer: 0 21 91/79 43 90
E-Mail-Adresse: info@bkj.de

Mehr Infos finden Sie im Internet auf www.bkj.de

Film-Tipp

„Wie du mich bewegst“ – Ein Film von Jugendlichen über Kulturelle Bildung

Den Film „Wie du mich bewegst“ haben sechs junge Frauen im Sommer 2013 selbst gedreht.
Sie zeigen darin, wie wichtig **Kulturelle Bildung** für sie ist und wie viel Spaß sie dabei haben. Sie zeigen unterschiedliche Angebote von **Kultureller Bildung** – der Film ist bunt, ehrlich, frisch und überzeugend.

Einen Ausschnitt aus dem Film (6 Minuten) können Sie sich im Internet anschauen unter www.vimeo.com/bkj

Den ganzen Film können Sie kaufen unter shop.bkj.de



Fotos: Andreas Bank, BANKIS.de – Fotoagenten TGS Rodeberg / J. Wick / Christian Bilger, Julia Ziegler / Sabine Große-Wortmann – Werkstatt für Musik, Kunst, Tanz, Theater e. V.: Visionen, Amerika / Kurzfilmwettbewerb ganz schön anders / Katrin Schander / Karlheinz Strötzel / jfc Medienzentrum Köln / IMAGO Jugendkunstschule e. V. / Andi Weiland – BKJ



IMPRESSUM

HERAUSGEGEBEN VON

Bundesvereinigung
Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V.

Küppelstein 34
42857 Remscheid
Fon 02191.794-390
Fax 02191.794-389
Mail info@bkj.de
Web www.bkj.de

Greifswalder Straße 4
10405 Berlin
Fon 030.48 48 60-0
Fax 030.48 48 60-70
Mail berlin@bkj.de

Remscheid 2017

REDAKTION

Anne Windheim, Kirsten Witt

AUTOR*INNEN

Barbara Brokamp, Lis Marie Diehl, Claudia Engelmann, Jan Holten, Kerstin Hübner, Charlotte Hübsch, Jörg Kowollik, Matthias Laurisch, Jens Maedler, Luisa Neumann, Lena Nising, Michael Pigl-Andrees, Stephanie Roth, Monika Söller, Peggy Schramm, Stefanie Tsiknakos, Kirsten Witt, Frederike Zenk

INTERVIEWPARTNER*INNEN

Claudia Engelmann, Jörg Kowollik, Matthias Laurisch, Uwe Kramer

GESTALTUNG/SATZ

Susanne Kosub, Sibylle Kamphuis (sk design, Köln)
www.skdesign-koeln.de

BARRIEREFREIE UMSETZUNG

Beratung und PDF-Bearbeitung:
Dirk Fröhlich, PC & EDV Support Köln
www.df-edv.de

Charlotte Hübsch vom Büro leicht-schreiben.de hat den Text in einfacher Sprache geschrieben (S. 71–81).

Testlesung: Prüfer der Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung Bremen e. V., Büro für Leichte Sprache.

BILDNACHWEISE

Titel, S. 46, 47, 49, 66 © Carsten Lienemann; S. 2, 4, 20, 25, 29, 32, 36, 60, 82, 84/Rückseite © Andi Weiland – BKJ;
S. 5 © Bundesregierung/Denzel; S. 8 © Katrin Schander;
S. 27 © DialogueTheArt; S. 44, 53, 54 © Stefanie Tsiknakos – Villa Jühling; S. 57, 58 © Kreisjugendring Esslingen; S. 64: Till Reynold/creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/2.0;
S. 70 © BKJ



Gefördert vom

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Bundesvereinigung
Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e.V.